(1896)



Heinrich Pestalozzi

1746 — 1827

Verlag von
J. R. Müller z. Leutpriesterei
Zürich.

Dieses Schriftchen

wird von Bund und Kantonen

der schweizerischen Jugend überreicht als

☆ **Andenken** ☆

an den

großen Erzieher und Menschenfreund

Heinrich Pestalozzi.

Heinrich Pestalozzi.

Illustrirte Festschrift für die Jugend.

Im Auftrag

des

Schweizerischen Lehrervereins

zur

Feier von Pestalozzis 150. Geburtstag

auf den

12. Januar 1896

bearbeitet von

A. Isler.

Verlag von J. R. Müller, zur Leutpriesterei, Zürich.

Aussprüche Pestalozzis.

O, es ist ein heiliger Ort um die Wohnung des Menschen; da kennt, da versteht man einander; da geht einem alles ans Herz; da soll man einander lieb sein, wie man sonst nirgends in der Welt einander lieb ist; da ist so es still; da ist nichts Fremdes.

Die häuslichen Freuden des Menschen sind die schönsten der Erde, und die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude. Der Herr segnet die Tränen solcher Freude und lohnt den Menschen jede Vatertreue und jede Muttersorge an ihren Kindern.

Wenn der Mensch als Sohn, als Vater, als Tochter und Mutter, als Bruder und Schwester recht und brav ist, so komm mit ihm hin, er wird allenthalben recht und gut sein.

Die höchste Hilfe, die gegen die am tieffsten im Land eingewurzelten Übel möglich, ist einzig von der Erziehung zu erwarten.

Bei Reichen und Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein wollen.

Brave Leute klagen wenig, und wer viel heult, ist nichts nutz.

Wer seine Jugend nicht brav anwendet, der kommt in jedem Fall zu einem schlechten Alter.

Die Quelle der Liebe und des Brudersinnes der Menschheit beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes sind.

Die Welt jubelt allenthalben mit den Glücklichen und zertritt allenthalben die Unglücklichen.

Ist es nicht ein Gottesdienst, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackenden zu kleiden, den Gefangenen zu besuchen, des Elendes seiner Brüder minder zu machen auf Erden?

Die Erde ist ein Himmel, wenn man Frieden sucht, recht tut und wenig wünscht.

Selig ist der Mensch, der sich vor dem Bösen fürchtet und der das Arge hasset; denn es geht denen nicht wohl, die Böses tun.

Es geht dem Menschen nicht wohl, über den der Arme zu Gott schreit.

Wehe denen, die mit Lügen umgehen und das Krumme gerad und das Gerade krumm machen.

Weg, Trägheit! weg, ich will sie nicht sehen.



Einleitung.

Jedes gute Schweizerkind vernimmt gerne, was die Geschichte von den Heldenkämpfen meldet, in denen unsere Vorväter die Freiheit errungen haben; mit noch größerer Aufmerksamkeit hört es zu, wenn von den Männern die Rede ist, die durch stille, hingebende, geduldige Arbeit ein Segen für das Vaterland geworden sind.

Unsere vaterländische Geschichte ist reich an hehren Gestalten, die jeder Schweizer mit Verehrung nennt:

Die drei Eidgenossen, Walter Fürst aus Uri, Werner Stauffacher von Schwyz, Arnold von Melchtal, und der wackere Schütze Tell sind uns Vorbilder echter Freiheitsliebe und unbezwingbaren Mannesmutes. Heldenmütig opfert Arnold Winkelried bei Sempach sein Leben fürs Vaterland. Die Berner Adrian von Bubenberg und Hallwil, der Luzerner Hertenstein und der Zürcher Hans Waldmann führen in den Burgunderkriegen die Eidgenossen zu herrlichen Siegen. Todesmutig stirbt der Bündner Benedikt Fontana im Kampfe für das Vaterland. Dem Reformator Ulrich Zwingli gibt auf dem Schlachtfeld, wo er für seinen Glauben gestorben, ein Gegner das Zeugnis, daß er ein guter Eidgenosse war. Ohne Blutvergießen will der edle Major Davel dem Volke der Waadt die Freiheit erringen. Im Kampf gegen die Franzosen

sammelt Aloys Reding die Schwyzer zur heldenhaften Verteidigung der alten Rechte. Schonungsvoll und milde beendigt der Genfer Dufour den Bürgerkrieg, der die Eidgenossenschaft in unserem Jahrhundert in Gefahr gebracht.

Aber nicht weniger als die Helden des Kampfes preist die Geschichte die Männer des Friedens: Der fromme Bruder Niklaus von der Flüe versöhnt in Stans die entzweiten Eidgenossen. Der Solothurner Bürgermeister Niklaus Wengi verhinderte mit Lebensgefahr, daß Bürgerblut floß. Klug und gewandt erlangt Rudolf Wettstein, der Bürgermeister von Basel, nach dem dreißigjährigen Krieg für die Schweiz die Anerkennung der Unabhängigkeit durch die fremden Staaten. In herrlichen Worten schreibt der Schaffhauser Johannes von Müller die Geschichte unseres Vaterlandes. Der Basler Isaak Iselin wird ein Wohltäter der Armen. Der edle Escher von der Linth bewahrt die Gegend am Walensee vor trostlosem Elend. Emanuel Fellenberg und J. Wehrli begründen weltberühmte Armenanstalten, und der gute Pater Girard wird der „Vater der Armen in Freiburg". Dichter und Sänger, Maler und Bildhauer, Industrielle und Kaufleute von Ruf sind aus der Schweiz hervorgegangen, aber keiner dieser Männer hat den Namen der Schweiz und seiner Vaterstadt weiter über das Erdenrund getragen als

Heinrich Pestalozzi.

Nicht als Feldherr, nicht als Reicher dieser Welt, sondern in Liebe und Hingebung im Dienste der Kinder, der Armen, der Unglücklichen hat Heinrich Pestalozzi gewirkt, und das mit solchem Eifer, mit solcher Herzensgüte und Selbstaufopferung, daß heute, 150 Jahre nach dessen Geburt, sein Name und seine Tätigkeit gefeiert werden im ganzen Schweizerland, und weit, weit über dessen Grenzen hinaus.

Seinem Andenken ist dieses Büchlein gewidmet.



Aus „Lienhard und Gertrud". Kapitel 1.

Pestalozzis Jugendzeit.

Vaterstadt und Familie.

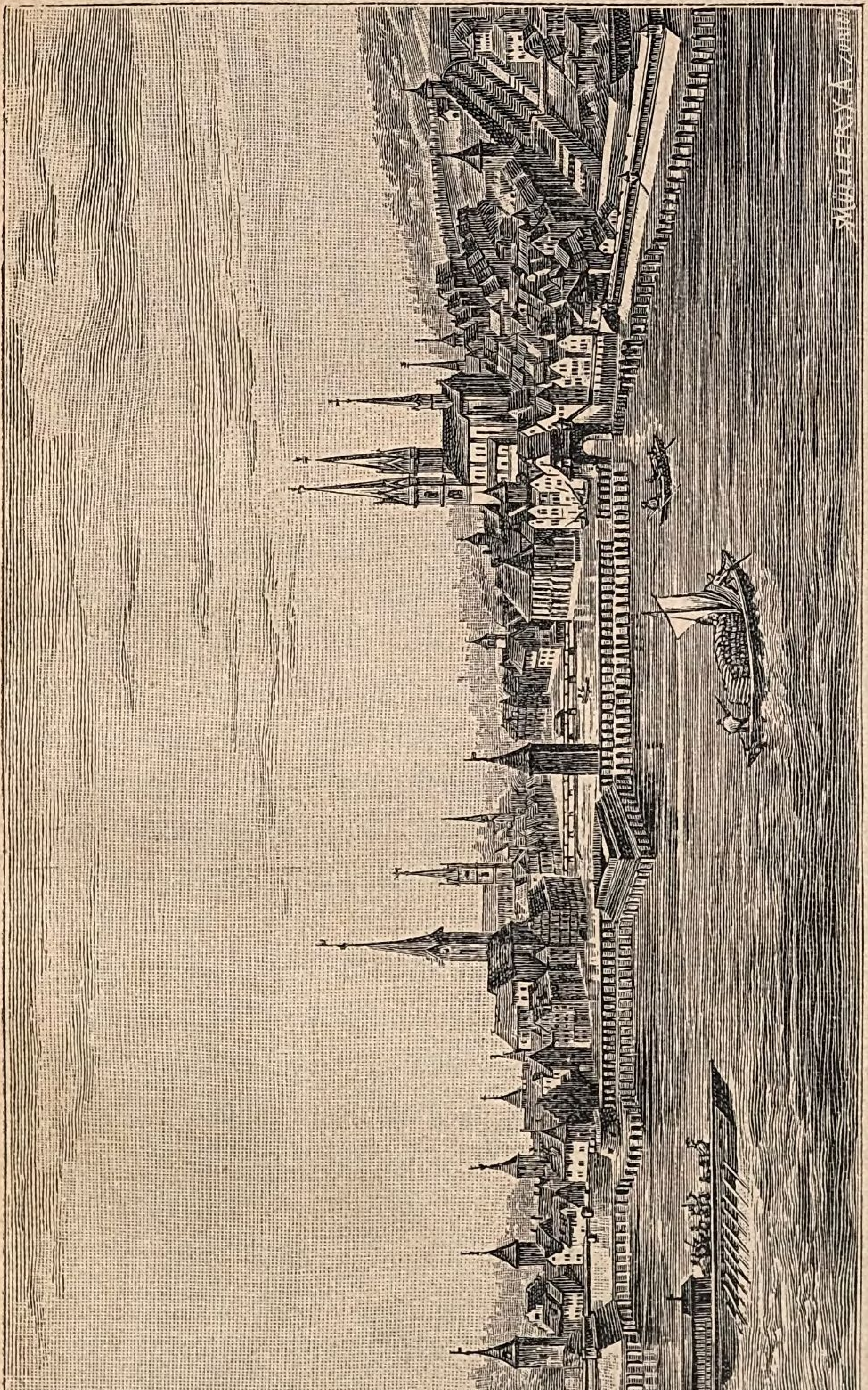
Heinrich Pestalozzi wurde am 12. Januar 1746 zu Zürich geboren und nach damaliger Sitte noch gleichen Tages in der Großmünsterkirche auf den Namen Johann Heinrich getauft.

Vor 150 Jahren hatte die Vaterstadt Pestalozzis weder die Größe noch das freundliche Aussehen von heute. Eng zusammengedrängt lag die Stadt Zürich am Ausfluß der Limmat aus dem See zwischen den turmbewehrten Mauern, Gräben und Wällen, die sich da hinzogen, wo jetzt die schattigen Baumreihen der Bahnhofstraße und des Hirschengrabens sich erheben. Allabendlich schlossen sich rechtzeitig die Haupttore der Stadt (Rennwegtor, Niederdorftor, Kronentor am Neumarkt, Lindentor gegen Hottingen hin und Stadelhofertor gegen Riesbach hin). Ein starker Pfahlzaun, der sich am Ende des Sees von einem Ufer ans andere hinüberzog, schloß die Stadt gegen den See hin ab und gewährte den Schiffen nur Einlaß, wenn der „Grendel" aufgezogen war. Düster erhob sich aus den Fluten der Limmat der finstere Wellenberg, der als Gefängnis diente. Die Türme des Großmünsters liefen damals

noch in die zwei hohen Spitzhelme aus, die der unglückliche Bürgermeister Waldmann hatte erstellen lassen. Wie vielfach in der Altstadt noch heute, waren die Straßen der Stadt eng und schmal; von einer Beleuchtung der Gassen durch Gas oder gar elektrisches Licht hatte man keine Ahnung. Wo jetzt die blühenden Vorstädte sich erheben, die mit ihren prächtigen Gärten und Villen bis an die Hänge des Uto und auf die Höhen des Zürichberges hinanreichen, waren nur wenige vereinzelte Häusergruppen zu sehen.

Die Familie der Pestalozzi gehörte damals schon zu den angesehensten der Stadt. Wie der Klang des Namens andeutet, war Italien deren ursprüngliche Heimat. Von den lachenden Ufern des Comer Sees wanderte die Familie Pestalozzi im Mittelalter nach Chiavenna, dem deutschen Kleven aus, das, am Fuße dreier Alpenpässe gelegen, seit den Mailänderkriegen bündnerisches Untertanengebiet war. Von dort her kam um die Mitte des XVI. Jahrhunderts Antonio Pestalozzi zu seiner weitern Ausbildung in das Haus des nachmaligen Bürgermeisters Bernhard von Cham nach Zürich. Im Jahre 1567 erwarb sich Antonio Pestalozzi das zürcherische Bürgerrecht, und von ihm entstammt die zürcherische Familie Pestalozzi oder „Pestalutz", wie der Volksmund sie früher kurzweg nannte.

Der Zweig der Familie, dem Heinrich Pestalozzi angehörte, war mit Glücksgütern nicht so gesegnet wie seine Ahnen. Der Großvater Andreas Pestalozzi war ein ehrsamer Landpfarrer, der zu Höngg lebte und es mit seinen Gemeindegenossen herzlich gut meinte. Der Vater Pestalozzis, Johann Baptist Pestalozzi (geb. 1718), war Wundarzt. Er liebte seinen Beruf, aber auch das Fischen und Jagen und starb schon in einem Alter von 33 Jahren. Da er auf Geld und Geldwert nicht allzuviel Aufmerksamkeit gesetzt hatte, so hinterließ er seine Familie in sehr dürftigen Verhältnissen.



Ansicht von Zürich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Eine gute Mutter und eine treue Dienstmagd.

Wie uns berichtet wird, ist das Haus zum „Schwarzen Horn" am Rüdenplatz in Zürich Pestalozzis Geburtshaus; wahrscheinlich erblickte er im Hinterhause daselbst das Licht der Welt. Aber schon vor dem Tode des Vaters mietete sich die Familie draußen vor dem Lindentor eine Wohnung, im Hause zum „Roten Gatter". Hier verlebte Pestalozzi einen Teil seiner Kinderjahre; doch scheint die Familie die Wohnung später noch mehrmals gewechselt zu haben.

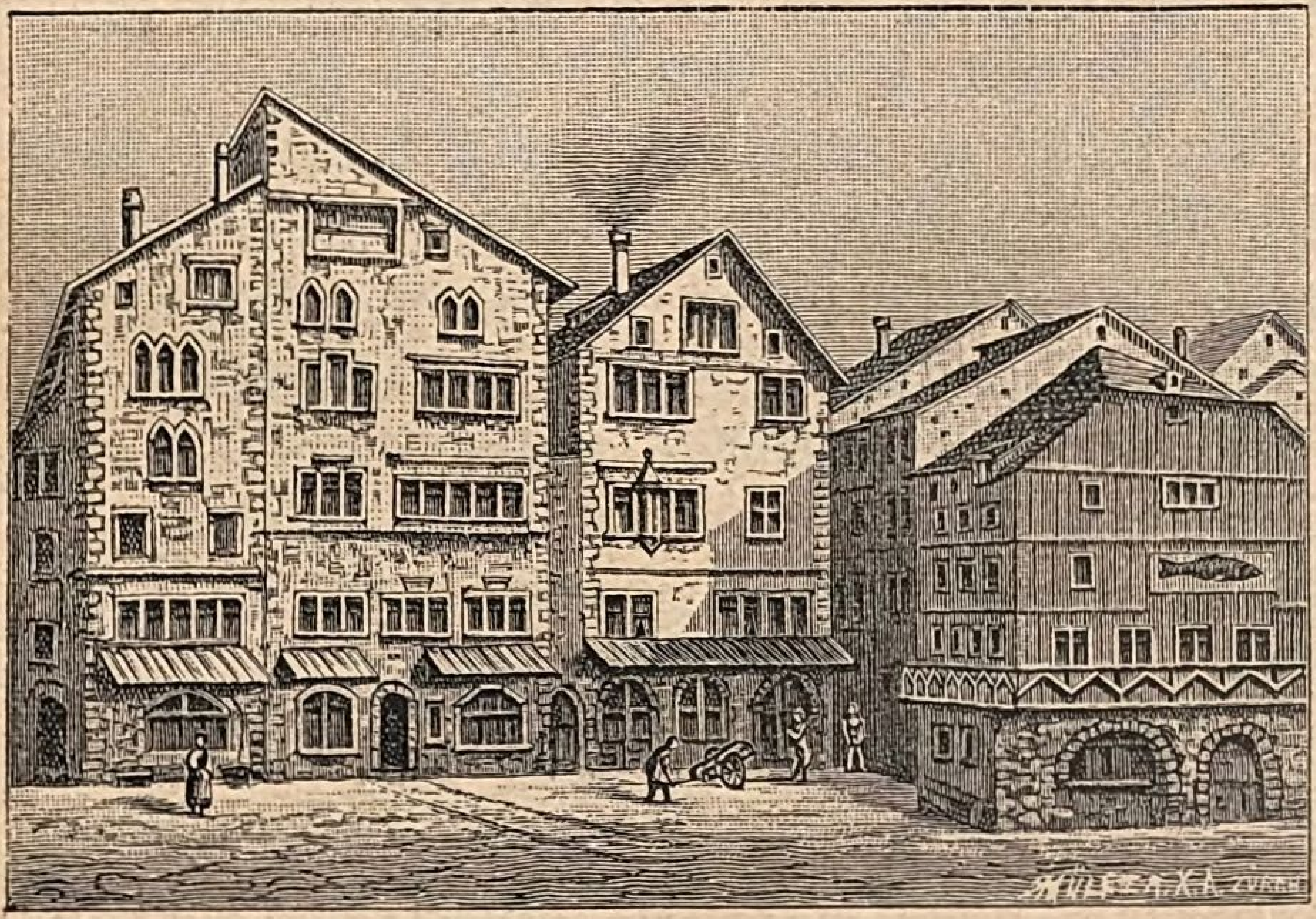
Als der Vater starb, war Heinrich Pestalozzi erst fünf Jahre alt; sein Bruder Baptist war nur um ein Jahr älter und sein Schwesterchen, die kleine Barbara, war noch nicht zwei Monate alt. Die Mutter der verwaisten Familie, Susanna Hotz von Richtersweil, eine nahe Verwandte des nachmaligen Generals Hotze, der 1799 in einem Gefechte bei Schännis fiel, war eine herzgute Frau. „Ich hatte die beste der Mütter", schreibt Pestalozzi später, „Meine Mutter opferte sich mit gänzlicher Hingebung ihrer selbst und unter Entbehrungen alles dessen, was in ihrem Alter und in ihren Umgebungen hätte Reize haben können." Das Hauswesen wurde auf das äußerste eingeschränkt; nur an den so geheißenen Ehrenausgaben, Neujahrsgeschenken und Trinkgeldern u. s. w., sparte man nicht. Kam eine solche Ausgabe noch so unvorhergesehen, so wurde sie doch ehrenfest bestritten. Die Kinder hatten immer schöne Sonntagskleider, aber sie durften dieselben nur wenig tragen und mußten sie, sobald sie heimkamen, wieder ablegen, um sie recht lang als Sonntagskleider tragen zu können.

Bei den Schwierigkeiten, die die Mutter als Tochter vom Lande in der Stadt fand, wäre es ihr allein kaum möglich gewesen, die Familie beisammen zu behalten; doch, wo die Not am größten, da ist Gott am nächsten; ihr ward

Hilfe in der Gestalt einer Magd, die der gute Engel der verwaisten Kinder wurde.

Kurze Zeit vor dem Tode des Vaters war ein einfaches Mädchen vom Lande in den Dienst der Familie getreten. Der Vater hatte die Kraft und die Treue dieses Dienstmädchens erkannt und, besorgt um das Schicksal seiner Kinder, ließ er die Magd an sein Sterbebett kommen und sprach zu ihr: „Babeli (so hieß sie), um Gottes und aller Erbarmen willen, verlasse meine Frau nicht. Wenn ich tot bin, so ist sie verloren und meine Kinder kommen in harte fremde Hände; sie ist ohne deinen Beistand nicht im stande, meine Kinder bei einander zu erhalten." Und Babeli antwortete: „Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben; ich bleibe bei ihr, bis in den Tod, wenn sie mich nötig hat." Dieses edle Versprechen hatte den sterbenden Vater beruhigt; sein Auge hatte sich erheitert und er starb getrösteten Herzens.

Und die treue Magd hat ihr Versprechen gehalten, gehalten bis in den Tod. „So schwer auch immer die gewissenhafte Erfüllung ihres Versprechens war", sagt Pesta-



Geburtshaus zum „Schwarzen Horn".

lozzi von ihr, „so kam ihr doch nie der Gedanke in die Seele, daß sie aufhören dürfe oder aufhören wolle, dieses Versprechen ferner zu halten. Die Lage meiner Mutter forderte die äußerste Sparsamkeit; aber die Mühe, die unser Babeli sich gab, ist fast unglaublich. Um einen Korb Kraut oder Obst einige Kreuzer wohlfeiler zu kaufen, ging sie wohl drei- bis viermal auf den Markt. Wenn wir Kinder auch nur einen Tritt auf die Gasse tun wollten, so hielt Babeli uns zurück mit den Worten: „Warum wollet ihr doch unnützerweise Kleider und Schuhe verderben? Seht, wie eure Mutter, um euch zu erziehen, so viel entbehrt, wie sie Wochen und Monate lang an keinen Ort hingeht, und jeden Kreuzer spart, den sie für eure Erziehung notwendig hat." „. . . Von sich selbst und von dem, was es für die Haushaltung tat und wie es sich für dieselbe aufopferte, redete das edle Mädchen mit uns nie ein Wort. Die ganze Würde seines Benehmens und seiner Treue war eine Folge seines einfachen und frommen Glaubens."

Und Babeli war nicht bloß um die leibliche Pflege der Kinder besorgt; sie suchte auch ihren Geist anzuregen, indem sie dieselben auf nahe Gegenstände in der Natur, auf Pflanzen und Tiere aufmerksam machte.

Bis an sein Lebensende blieb Pestalozzi dieser einfachen Magd dankbar, und das Bild dieser treuen Seele schwebte vor seinem Geiste, als er sein herrlichstes Buch schrieb. — Wer aber war diese brave Magd? Lange ist ihr Name unbekannt geblieben. Sie hieß Barbara Schmid und war von Buchs. Im Jahr 1788 meldete die Zeitung ihren Tod mit den Worten „hat 41 Jahre treu und redlich gedienet bei Frau Pestaluzin bei der Treu".



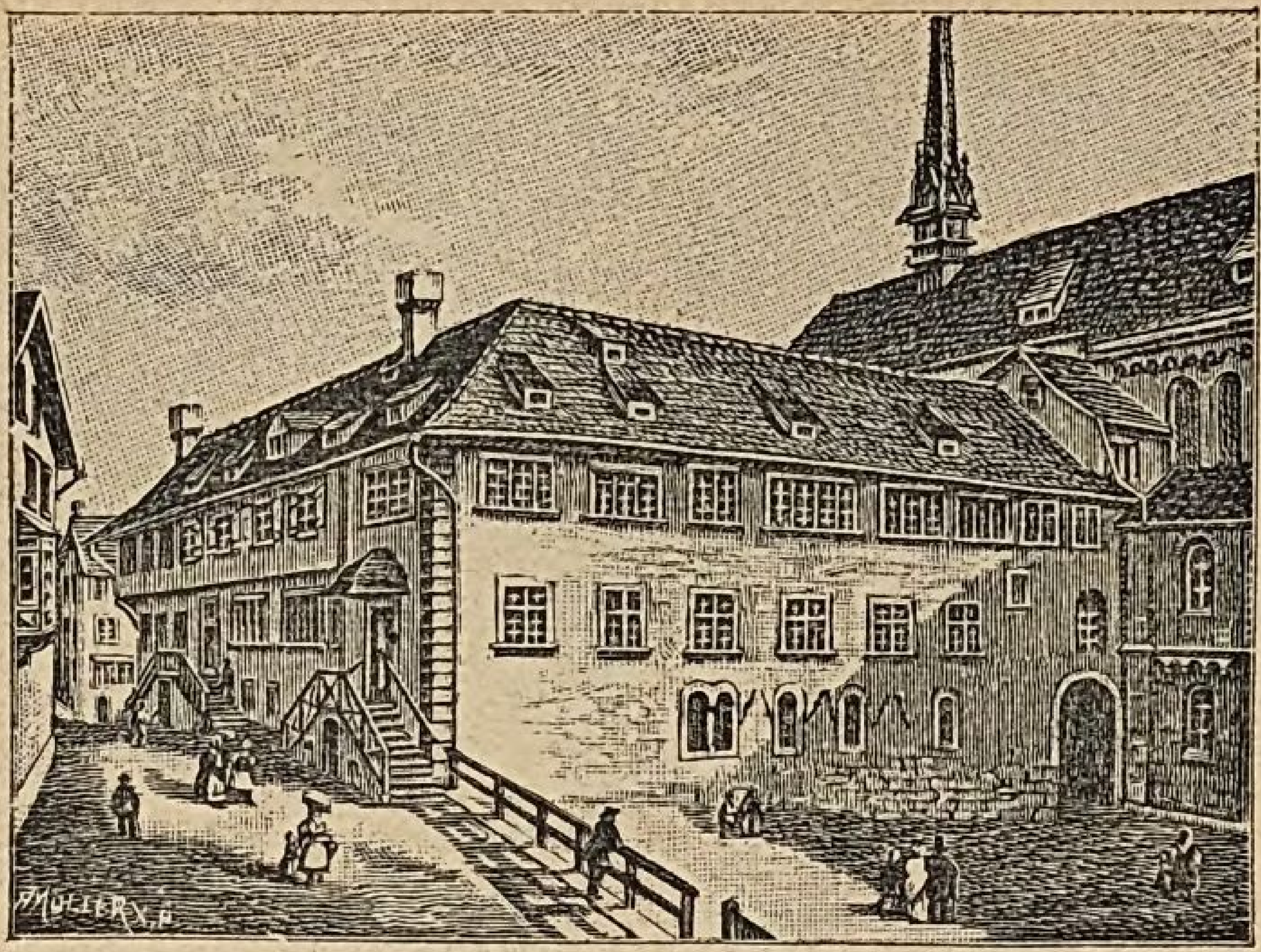
Aus „Lienhard und Gertrud". Kapitel 3.

In der Schule.

Die Leitung einer väterlichen Hand hätte Heinrich Pestalozzi wohl manche bittere Erfahrung erspart. Da er von Natur zart und schwächlich war, so hielt ihn die sorgliche Mutter unter ständiger Aufsicht. An den Spielen seiner Kameraden im Freien durfte er wenig oder nicht teilnehmen; Jahr ein, Jahr aus saß er in der Stube und träumte von den Dingen, von denen ihm Mutter und Babeli erzählten. So wurde er ein rechtes Muttersöhnchen, eigenartig und von träumerischem Wesen, das sich in der Schule nicht leicht zurecht fand.

Zuerst besuchte Heinrich eine der Hausschulen, in denen Knaben und Mädchen die Künste des Lesens und Schreibens erlernten, dann die untere oder deutsche Schule. Als er acht Jahre alt war, trat er in die Lateinschule ein und mit Ostern 1761 wurde er Schüler des Obergymnasiums (Collegium humanitatis). Dieses bereitete in einem zweijährigen Kurse auf die damalige hohe Schule von Zürich, auf das Carolinum vor, das fast ausschließlich der Ausbildung von Geistlichen diente.

In den ersten Schuljahren machte Heinrich nicht sonderliche Fortschritte. Lesen, Schreiben und Rechnen wurden damals ganz mechanisch betrieben, und das sprach den



Chorherrenstift mit Carolinum.

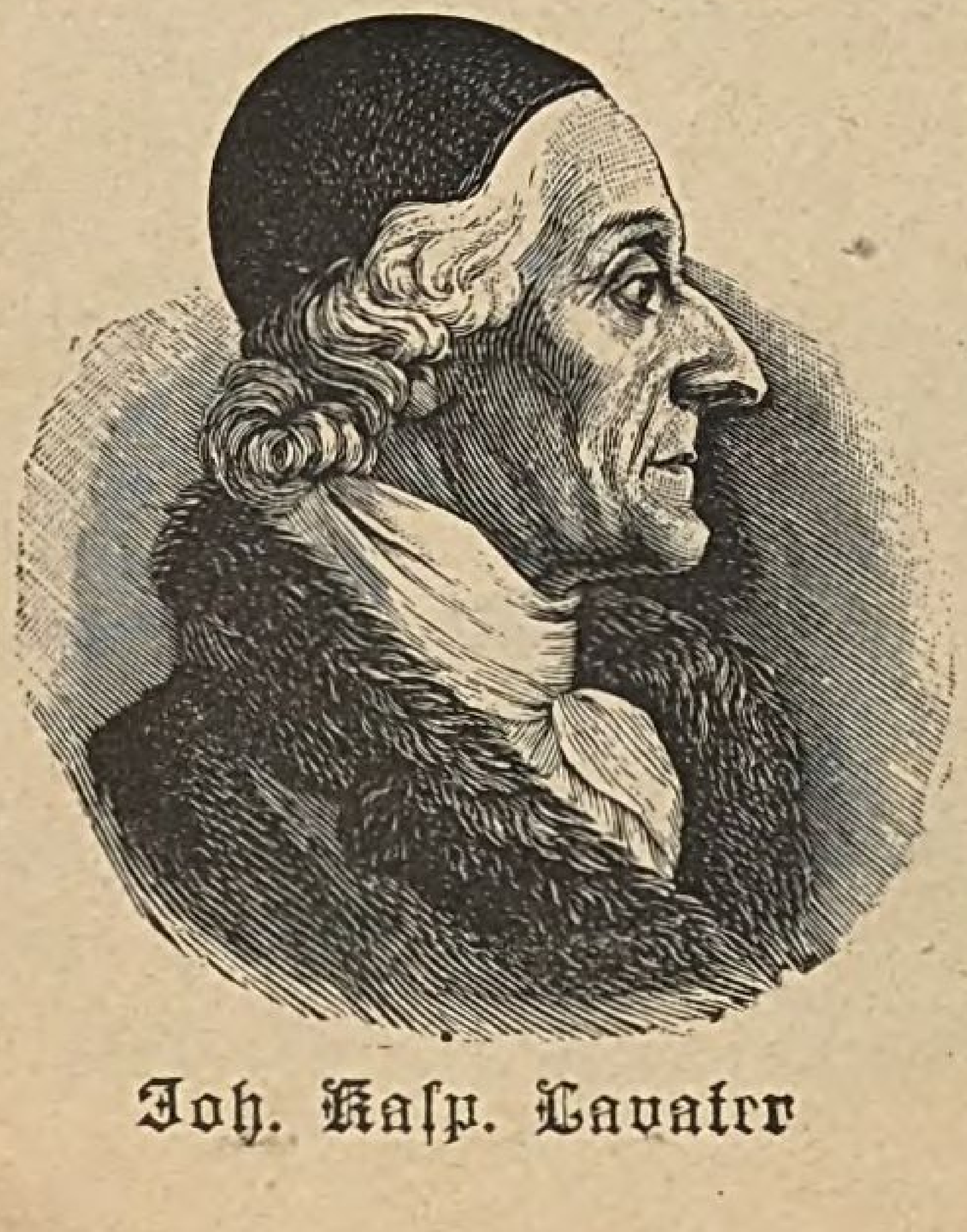
Knaben wenig an. Seine Gedanken gingen oft auf Reisen, weshalb die Lehrer ihm seinen Bruder vorzogen, was für ihn um so empfindlicher war, da die Kinder bei Tische nach der Rangordnung gesetzt wurden, die sie in der Schule hatten. Schon in der Lateinschule überholte indes Heinrich seinen Bruder und bald rückte er in die vordersten Reihen der Klasse vor; ein eigenartiger, in sich gekehrter, träumerischer Knabe aber war und blieb er.

Mit geistigen Gaben war Heinrich Pestalozzi reichlich ausgerüstet. Er besaß ein tiefes Gemüt und starke Willenskraft. Was sein Gefühl ansprach, ergriff er lebhaft und leicht war er für eine Sache begeistert und dann arbeitete er daran mit zäher Ausdauer. Den Zusammenhang der Dinge erfaßte er leicht, dagegen hatte er wenig Sinn für das Äußere und Praktische. Er war der ungewandteste und unbeholfenste unter all seinen Mitschülern, und weil er sich zu allem andern ungeschickt fühlte, so lernte er mit um so größerem Eifer; aber ob seinen Büchern vergaß er alle Äußerlichkeiten in Kleidung und Haltung so sehr, daß seine Kameraden sich oft über ihn lustig machten, obgleich sie ihn seiner Dienstgefälligkeit und Gutmütigkeit willen herzlich liebten. In der Unschuld seines Herzens glaubte er, alle seien so gut und zutraulich wie er, weshalb seine Gutmütigkeit häufig mißbraucht wurde. Die Buben schickten ihn, wohin sie wollten; wohin kein anderer ging, da ging er hin. Wenn ihn jedoch ein Unfall oder ein Mißgeschick traf, so ließ ihn sein leichter und heiterer Sinn das bald wieder

vergessen, und gerne vergaß er auch, was andere ihm Übles zugefügt hatten. Dabei war und wollte er doch mehr sein als seine Mitschüler. Bei einem Erdbeben sprangen einst Schüler uud Lehrer bestürzt aus dem Hause hinaus auf die Gasse; keiner wagte sich in das Haus zurück, um die liegengelassenen Kappen und Bücher zu holen. Da springt unser Heinrich die Treppe hinauf und ruht nicht, bis alle Schüler ihre Sachen haben. Mit diesem Zug der *Aufopferung* für andere, verband sich in ihm ein lebhaftes *Mitgefühl für Arme und Unglückliche*. Tief schmerzte es ihn, als einige Mitschüler vom Lande wegen Armut die Schule verlassen mußten, und für einen angeklagten Mitschüler trat er einst mit solcher Wärme ein, daß die ganze Klasse erstaunte. Den Armen suchte er in seiner Jugend schon fast über Vermögen zu helfen. Einem bettelnden Kinde gab er sein Stück Brot vom Mund weg, auch wenn er selbst hungrig bleiben mußte. Beim Weggang von der Schule sprach ihn einst ein Armer um eine Gabe an, und da er kein Geld bei sich hatte, reichte er ihm sein mit Silber beschlagenes Testament. Wenn er bei seinem Großvater in Höngg in den Ferien war, so achtete er auf das Benehmen der verschiedenen Stände, der Armen und der Reichen, der Land- und Stadtleute, und frühzeitig regte sich in ihm die Liebe und das Mitgefühl für die Armen und Schwachen auf dem Lande, denen sein Herz so gerne geholfen hätte.

Im Freundeskreis.

Während Pestalozzi in der Schule Jahr um Jahr vorrückte, wuchs er zum Jüngling heran. Die hellen Augen, die aus seinem unschönen, fast häßlichen Antlitz leuchteten, zeugten von den guten Absichten und Ideen, die seine Brust erfüllten. Zu Hause sah er das Walten einer liebenden Mutter, die in ihm Liebe und Vertrauen zu den Menschen geweckt hatte. Das treue Babeli zeigte ihm die Kraft der aufopfernden, nimmermüden Nächstenliebe. In der Schule und in Büchern lernte er die großen Männer der Geschichte kennen, deren Tugenden ihn für alles Gute entflammten. Gleich seinem würdigen Großvater zu Höngg hoffte er, dem Volke als Geistlicher nützlich werden zu können. Aber er kannte die Welt und die Verhältnisse zu wenig und als er mit unerschrockener Offenheit Uebelstände zur Anzeige brachte, die in einer Schulklasse herrschten, wurde ihm ein scharfer Verweis zu teil. Wohl infolge dessen verließ er das Carolinum, ohne die Vorbereitungsklasse für Geistliche durchzumachen. Mit großem Eifer begann er jetzt das Studium der Rechtswissenschaft, und da es in Zürich keine Rechtsschule gab, so studirte er für sich in der Hoffnung, es werde ihm möglich sein, eine öffentliche Stellung zu erlangen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.



Joh. Kasp. Lavater

In einem Kreise von wißbegierigen Jünglingen, dem sein Freund Bluntschli, der geistvolle Prediger und Liederdichter J. K. Lavater u. a. angehörten, begeisterte sich Pestalozzi unter der Leitung des Gelehrten J. J. Bodmer für Recht und Gerechtigkeit, für Treue und Biedersinn und für einfache Sitten und Verhältnisse, wie



J. J. Bodmer

sie die Geschichte des Altertums, insbesondere der römischen Republik schilderte. Indem sich diese jungen Leute griechische und römische Namen beilegten, träumten und schwärmten sie von einer Welt, in der Einfalt und Treue, Einfachheit in Sitte und Lebensweise und ungestörtes Glück herrschen; laut priesen sie den Landmann, der im Verkehr mit der stillen Natur des Daseins Freude genieße. Angeregt durch bedeutende Männer, die als Gelehrte und Künstler einen Ruf hatten, wie Bodmer und der Idyllendichter Geßner, studirten diese Jünglinge neue Bücher und Schriften, und da sie für alles, für Literatur und Kunst, für Staat und Gesellschaft ein lebhaftes Interesse hatten, so konnten sie auch den Zuständen ihres engern Vaterlandes nicht gleichgültig und müßig gegenüber stehen.

Damals war im Kanton Zürich vieles anders als heute. Uns erscheint es selbstverständlich, daß die Bürger von Stadt und Land gleiche Rechte haben. Vor hundert Jahren war aber die Landschaft noch ein städtisches Untertanengebiet, das von den „gnädigen Herren und Obern“ in der Stadt regiert wurde. Die Verwaltung des Landes war im ganzen eine getreue und sorgfältige; aber das Landvolk hatte zu den Regierungsgeschäften nichts zu sagen, und wie es einer Gemeinde erging, die Vorstellungen erhob oder nur nach alten Rechten und Urkunden fragte, das erfuhr die Gemeinde Stäfa, die mit Militär besetzt und mit schwerer Geldstrafe belegt wurde (1795). Die Landvögte, die auf dem Lande Recht und Ordnung handhabten, die Landschreiber, die höhern Offiziere, die Pfarrer, alle mußten Stadtbürger sein. Handel und Fabrikation waren ein Vor-



Bauer in Tracht am Ende des 18. Jahrhunderts.

recht der Stadt. Die vielen tausend Arbeiter, die schon in jener Zeit mit der Verarbeitung der Wolle, Baumwolle und Seide tätig waren, stunden alle im Dienste der Stadtburger. Weder sein Vieh, noch sein dürres Obst, noch den „Anken" durfte der Bauer aus freier Hand an Nachbarn oder Verwandte verkaufen, alles mußte in der Stadt auf den Markt gebracht werden. Den selbstgefertigten Zwilch mußte der Bauer in der Stadt färben oder bleichen lassen oder ungefärbt und ungebleicht tragen. In fremde Kriegsdienste zu ziehen, war erlaubt, aber dem Manne, der aus dem Kanton wegziehen wollte, um anderwärts Arbeit zu finden, drohten harte Strafen. Da Zehnten, Grundzinse und Abgaben verschiedener Art die Landwirtschaft lähmten, so herrschte auf dem Lande vielfach Not und Armut, und so zahlreich war die Schar der einheimischen Bettler, daß die Regierung auf je die drei ersten Tage in jedem Monat eine eigentliche Betteljagd anordnete. Mit tiefem Schmerze sah Pestalozzi die Not des Volkes und das Elend, in dem viele Kinder aufwuchsen.

Über staatliche Dinge durfte aber damals nichts veröffentlicht werden, und die Obrigkeit wachte scharf über alles, was gedruckt wurde (Zensur). Gleichwohl ließen die Patrioten (Vaterlandsfreunde), wie die jungen Männer hießen, denen Pestalozzi angehörte, gegen einen ungerechten Landvogt (Grebel) eine Klage drucken und verbreiten; sie verzeigten auch einen Zunftmeister, der sich am Kirchengut vergriffen hatte, und einen ungetreuen Pfarrer auf dem Lande. Obgleich die Klagen wohlberechtigt waren, erhielten die Patrioten einen scharfen Verweis; denn die Ratsherren duldeten weder Tadel noch Widerspruch gegen ihr „väterliches



Züricherischer Ratsherr
Ende des 18. Jahrhunderts.

Regiment". Als im Jahr 1767 in Zürich davon die Rede war, die Regierung wolle Truppen nach Genf schicken, weil dort das Volk ein neues Stadtgesetz verweigert hatte, da schrieb ein junger Mann seine Ansicht darüber in Form eines Bauerngespräches nieder. Gegen seinen Willen wurde dieses bekannt, und es entstand darob große Aufregung in der Stadt. Pestalozzi wollte den Verfasser aufsuchen, um ihn zu bereden, er solle sich als Urheber der Behörde stellen; doch derselbe hatte bereits die Flucht ergriffen (er war später Professor in Berlin). Nun kam Pestalozzi in den Verdacht, ihm hiebei geholfen zu haben; er wurde verhört und vier Tage im Rathaus in Arrest gesetzt. Die Schrift aber ward auf dem Rathausplatz öffentlich verbrannt, und Pestalozzi und seine Freunde hatten die dazu gebrauchten drei Klafter Holz zu bezahlen; überdies wurde ihnen angezeigt, daß sie das Bürgerrecht verlieren, wenn sie künftig wieder etwas gegen den Staat reden. Nach dieser Erfahrung konnte Pestalozzi nicht mehr daran denken, eine öffentliche Stellung zu erhalten; dies um so weniger, da er durch freimütige Äußerungen das obrigkeitliche Mißfallen ganz besonders auf sich gezogen hatte. Was sollte er anfangen?



Wappen der Pestalozzi.



Aus „Lienhard und Gertrud“. Kapitel 5.

Pestalozzi auf dem Neuhof.

Pestalozzi wird Landmann.

In den gelehrten Kreisen jener Zeit kam eine fast schwärmerische Begeisterung für die Natur und das Landleben auf, das man in der Stadt nur von der schönen Seite betrachtete. Der Genfer Schriftsteller J. J. Rousseau, dessen Schriften damals großes Aufsehen machten, pries den Stand der Bauern als den seligsten. Auch Pestalozzi hatte bei seinen Besuchen in Höngg und Richtersweil Freude am Landleben gewonnen, und sein innigster Freund, Kaspar Bluntschli, bestärkte ihn darin. Dieser kannte Pestalozzi und sterbend sagte er zu ihm: „Pestalozzi, ich sterbe, und du, für dich allein gelassen, darfst dich in keine Laufbahn werfen, die dir bei deiner Gutmütigkeit gefährlich werden könnte. Suche dir eine ruhige und stille Laufbahn und laß dich, ohne einen erfahrnen Mann an deiner Seite zu haben, nie in ein weitläufiges Unternehmen ein.“

Da sich Pestalozzi durch sein allzustrenges Studiren eine Krankheit zugezogen hatte, so riet ihm der Arzt, sich aufs Land zu begeben. Er tat dies und half den Bauern in Höngg bei den Frühlingsarbeiten, wobei er sich über den

Boden und die Pflanzungen belehren ließ. Er war nun 21 Jahre alt und nach dem Urteil der Leute noch jung genug, um „das Bauern" zu erlernen. Mehrmals besuchte er den gelehrten Bauer Kleinjogg, der bei Uster eine musterhafte Landwirtschaft betrieb, und nachdem er sich entschlossen hatte, Landmann zu werden, begab er sich auf den Rat eines Freundes zu dem berühmten Landwirt Tschiffeli in Kirchberg bei Burgdorf, bei dem Herren und Bauern Belehrung suchten, um dort die Landwirtschaft gründlich zu erlernen. Im Herbst 1767 trat er seine Lehrzeit an, die zehn Monate dauerte. Er griff frisch und fröhlich ins Zeug und nahm von früh bis spät an allen Arbeiten teil. In Tschiffeli fand Pestalozzi einen vorzüglichen Meister, der seinerseits Freude und Gefallen fand an dem tugendhaften Charakter und dem edlen Herzen des jungen Zürichers. In seinen Briefen schrieb dieser ganz begeistert von seinem Beruf. Das stille, friedliche Leben eines Landmannes in der Bauernhütte war jetzt sein Ziel: da wollte er glücklich sein und die Seinen glücklich machen, wie Tschiffeli das Glück seiner Umgebung war.

In dem Anbau der Krappwurzel (zum Rotfärben gebraucht) und im Gartenbau hoffte Pestalozzi ein reichliches Auskommen zu finden; schon berechnete er den Ertrag von 30,000 Stück Kohl, die er pflanzen und zu 1½ Schilling (zu 9 Rappen) verkaufen wollte. Allein als er nach vollendeter Lehrzeit nach Zürich zurück kam, bot sich weder ein zu pachtendes noch zu kaufendes Versuchsfeld. Zur Anlegung einer Krappflanzung im großen fand er die Unterstützung eines Zürcher Bankiers. Es kam ein Vertrag zu stande, und auf dem



Landwirt Tschiffeli.

Birrfeld eine Stunde südlich von Brugg kaufte Pestalozzi noch vor Ende des Jahres 1768 etwa 15 Jucharten Land um den Preis von 230 Gulden (ein m² kam also auf etwa einen Rappen zu stehen). Um das Unternehmen vorzubereiten, ließ sich Pestalozzi im nahen Dorf Müligen an der Reuß nieder, wo ihm seine Mutter eine kleine Wohnung einrichtete.



Wappen des Kanton Aargau. Schloß Habsburg. Wappen von Habsburg.

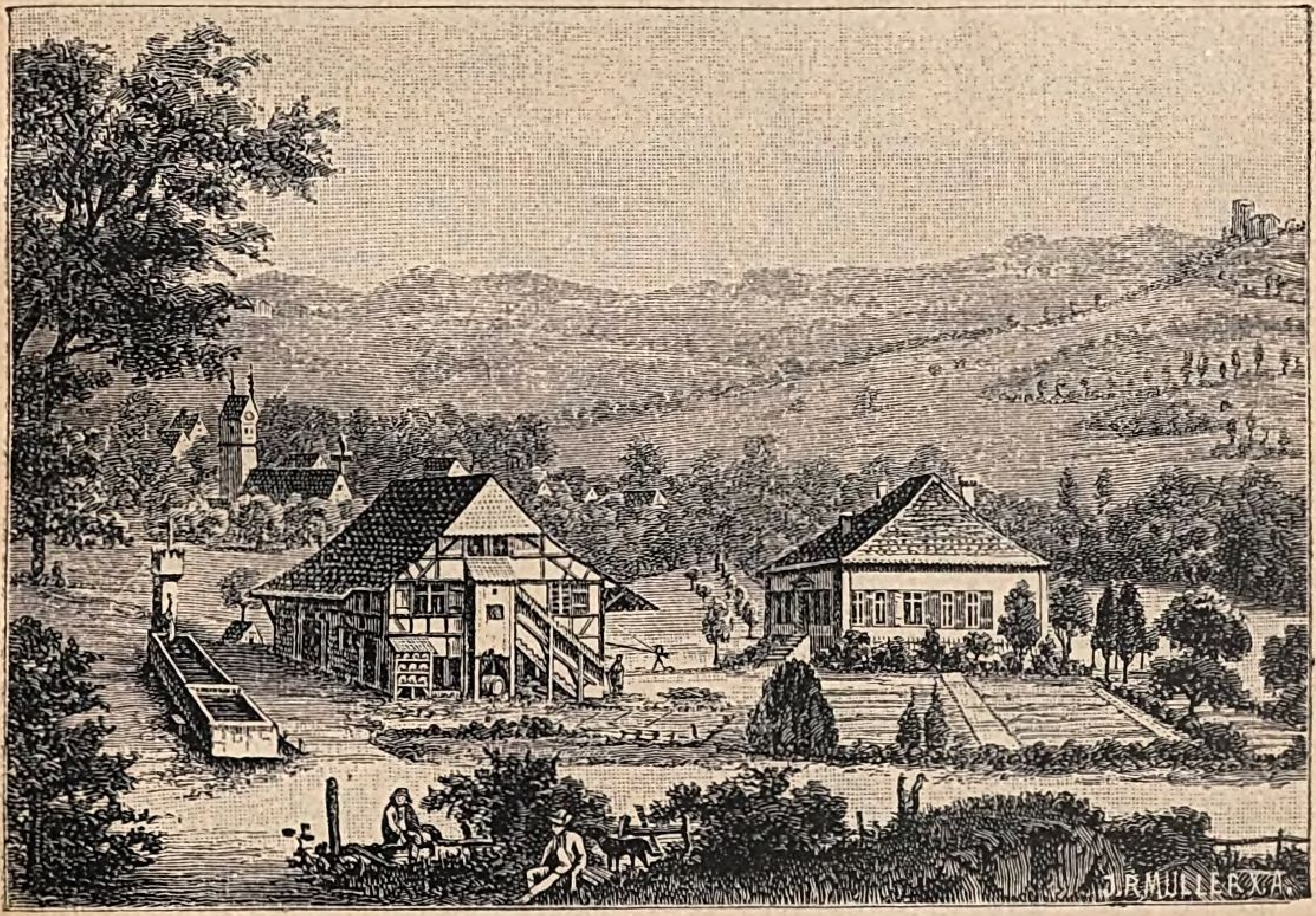
Die ersten Jahre im Neuhof.

Das Birrfeld war eine entlegene, arme Gegend, die im Nordwesten von dem Höhenzug der Habsburg, nach Osten von der Reuß und im Süden von dem Bergrücken begrenzt war, auf dessen Ostabhang die alte Burg Brunegg weit ins Land hinausschaute. Der Boden war hier so billig, daß er oft gegen Übernahme des Grundzinses, der darauf lastete, zu haben war; ein Teil desselben wurde als Schafweide benützt. Hier erwarb sich Pestalozzi nach und nach ein zusammenhängendes Gut und begann den Bau einer Scheune und eines Wohnhauses, das er Neuhof nannte.

Der Neuhof wurde seine zweite Heimat. Noch bevor das Wohngebäude fertig erstellt war, hatte Pestalozzi einen eigenen Hausstand begründet. Seine Gattin, Anna Schultheß, war eine schöne, geistreiche, von inniger Gottesfurcht getragene Frau. Sie entstammte einer reichen Familie in Zürich, welche die Verbindung ihrer Tochter mit dem „schwarzen Pestaluz", wie er in Zürich hieß, der

so arm wie unpraktisch war, nicht gerne sah. Da Anna Schultheß die edle Gesinnung Pestalozzis erkannt hatte und ihm in treuer Liebe anhing, so ließen die Eltern sie ziehen, aber ihre Kleider, das Klavier und der Sparhafen, das war alles, was sie ihr mitgaben, und beim Abschied sagte die Mutter zu ihr: „Du wirst mit Wasser und Brot zufrieden sein müssen.“ In der Kirche zu Gebistorf fand im Herbst 1769 die Trauung statt. Glücklicherweise besserte sich das Verhältnis zwischen den Eltern und dem jungen Paar bald, und noch vor Neujahr machte dieses einen Besuch in Zürich, der von drei Tagen auf drei Wochen ausgedehnt wurde. Am Sylvester ließen Pestalozzi und seine Gattin für die Armen der Umgebung einen halben Mütt Brot backen, und reichlich fühlten sie sich durch den Anblick der Freude belohnt, die sie damit den Beschenkten bereiteten.

Mit guten Plänen und voller Zuversicht machte sich Pestalozzi an sein Unternehmen; er kaufte, meist viel zu teuer, bis an die hundert Jucharten Land. Als Vermittler und



Der Neuhof.

Berater bei diesen Landankäufen half ihm der Metzger Märki von Birr, ein übelbeleumdeter Mann, der dieses Zutrauens unwürdig war und ihm viel Verdruß verursachte. Unter den Sorgen um den zu kostbar angelegten Neubau und dem Druck der anstrengenden harten Arbeit wurde Pestalozzi oft mutlos, und nur zu bald zeigte es sich, daß der Boden unfruchtbar und für den Krappbau gänzlich ungeeignet war. Da der erwartete Gewinn ausblieb, so hielt das Bankhaus in Zürich mit seinen Zahlungen inne, und die Verbindung löste sich auf, noch ehe das Wohnhaus fertig gebaut war. — Nun stund Pestalozzi allein.

Nachdem die Krappkultur aufgegeben war, versuchte er eine Sennerei einzurichten und den Kleebau zu betreiben, ohne indes bessern Erfolg zu haben. Mit Hülfe seiner Verwandten in Zürich griff er zur Baumwollfabrikation, aber auch hier war ihm das Glück abhold, da er das Geschäft offenbar zu wenig verstund.

Unter Not und Sorge ging's abwärts, die Schulden mehrten sich und die Gläubiger drängten. Seine hingebende Gattin opferte, was sie hatte, und seine alternde Mutter half, so viel sie konnte. Aber die Verpflichtungen blieben und drückten ihn nieder; wehmütig sah er den Plan, den Seinen eine Heimstätte stillen Glückes zu bereiten, wie einen Traum zerrinnen. Nach der Meinung der Leute aus der Umgebung wäre es ihm möglich gewesen, sich wieder in bessere Verhältnisse aufzuschwingen, wenn er sich auf „das Bauern" beschränkt hätte; aber mitten in den Sorgen um sein eigenes Brot stieg in seiner Seele ein neuer, großartiger Plan auf, der seiner Gesinnung alle Ehre machte, ihm aber neuen, größern Kummer bereitete.

Pestalozzi gründet eine Armenanstalt.

Wie im Kanton Zürich, so streiften auch im Aargau Scharen von hungernden und bettelnden Kindern umher.



Pestalozzis Gattin.

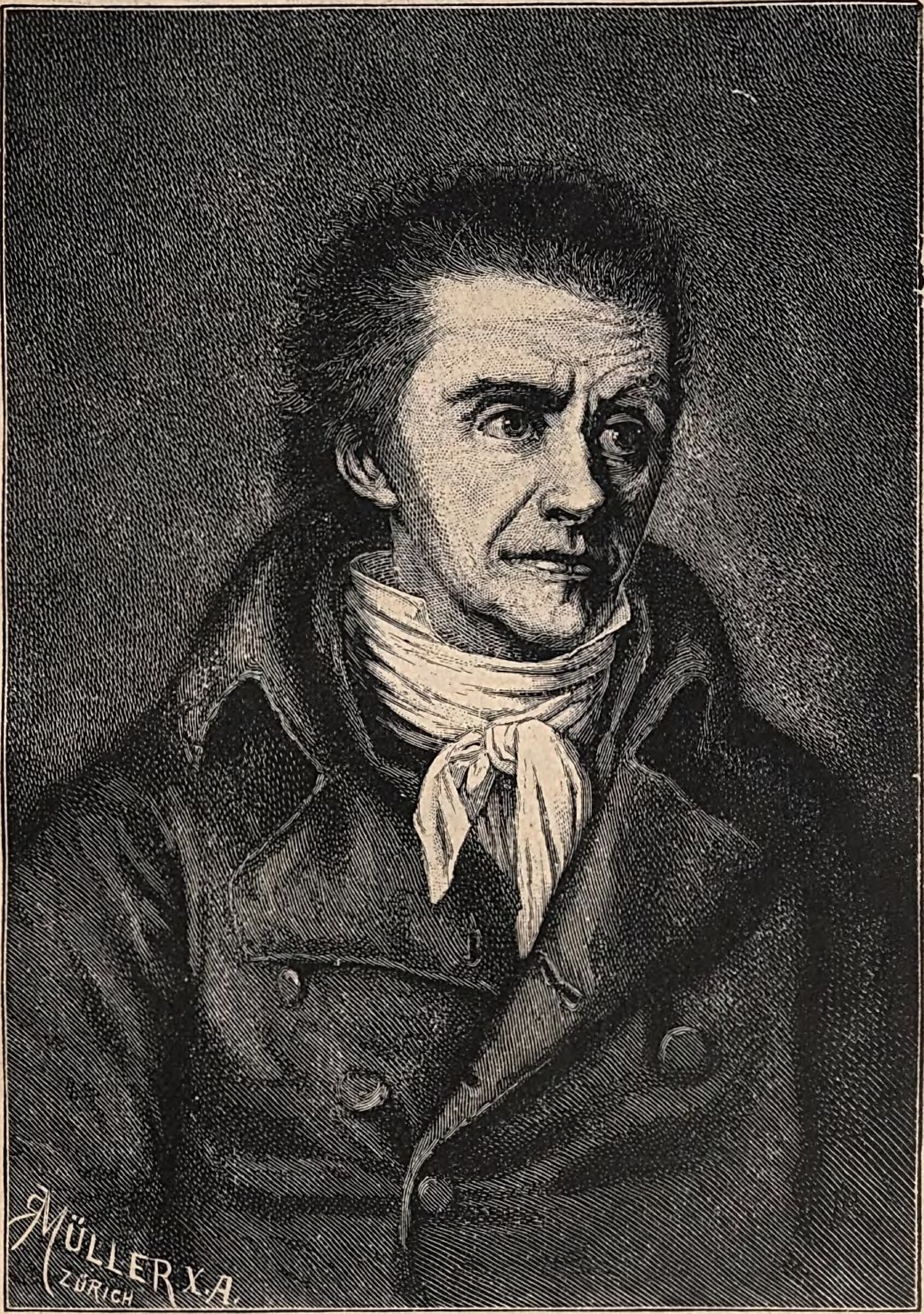
Pestalozzi erbarmte sich ihrer; denn ihr Schicksal ging ihm sehr zu Herzen; oft sprach er mit ihnen und vernahm, was sie dachten und fühlten. „Hat nicht Gott auch in das ärmste, verlassenste Kind eine fühlende Seele gelegt? Ist nicht in jedem ein Keim von guten Kräften, die nur gefördert zu werden brauchen, um dasselbe zu einem braven, nützlichen Menschen zu machen?" so fragte er sich, und mit seiner edeldenkenden Gattin ging er zu Rate, wie man diese bettelnden Kinder retten und dem Müßiggang und dem Bettel entreißen könne. Und sie kamen auf den Gedanken, die Kinder zu beschäftigen und durch Arbeit zur Arbeit zu erziehen. Nach reiflicher Prüfung faßten sie den Entschluß, eine Anzahl verlassener Bettelkinder in ihr Haus aufzunehmen, ihnen Vater und Mutter zu sein.

Rasch machte sich Pestalozzi ans Werk, um diesen Gedanken auszuführen. Neben der Scheune wurden Räume zur Arbeit, zum Wohnen und zum Schlafen erstellt, und dann sammelte er ab den Straßen und in den Dörfern eine Anzahl armer, armer Kinder, um sie bei sich aufzunehmen. Noch vor Ende des Jahres 1775 hatte er zwanzig Kinder im Neuhof. Man staunte und wunderte sich über dieses Unternehmen. Pestalozzi beschäftigte die Kinder je nach Witterung und Jahreszeit in Garten und Feld oder mit

der Verarbeitung der Baumwolle; das eine spann, das andere mußte spulen oder in der Färberei helfen. Jedes Kind sollte durch seine Arbeit sein Brot verdienen und die Anstalt sollte sich selbst unterhalten, so hoffte er. Da aber die Kinder zu jung waren, um viel zu verdienen, oder nicht mehr blieben, wenn sie arbeiten gelernt hatten, so sah er sich genötigt, die Hilfe edler Menschen in Anspruch zu nehmen. Seine Freunde in Zürich, Bern u. s. w., vor allem der menschenfreundliche Ratsschreiber Iselin in Basel, sammelten Geldmittel und unterstützten die Anstalt mit jährlichen Beiträgen bis auf 1500 Fr.

Pestalozzi tat, was er konnte; Tag und Nacht war er beschäftigt. Es ist rührend zu sehen, wie er sich um jedes einzelne Kind kümmert und dessen Fähigkeiten prüft, um herauszufinden, wozu es geschickt sei. Alles was er hatte, teilte er mit den Kindern; ja er begnügte sich mit einem Stück Brot, um ihnen etwas Besseres zu Mittag geben zu können, und nahm die schlechtern Erdäpfel, um ihnen die bessern zu lassen. Viele Kinder waren ihm anhänglich und aufrichtig dankbar; andere dagegen entliefen ihm, oder es kamen die Mütter, um sie zu holen, wenn sie etwas gelernt hatten oder gut gekleidet waren; andere kamen und jammerten, die Kinder müßten zu viel arbeiten. Ja, das Betteln war allerdings leichter, aber wozu führte es?

Trotz mancher bittern Enttäuschung ließ sich Pestalozzi nicht entmutigen. Nach drei Jahren hatte er 37 Kinder in der Anstalt, und die Zahl der Angestellten: eine Haushälterin, ein Webermeister, zwei gelernte Weber, zwei Spinner, zwei Knechte, zwei Mägde u. s. w. betrug zwölf. Das war ein großer Haushalt, der viel Geld kostete. Daneben betrieb Pestalozzi den Handel mit Garn und Tüchern in ausgedehntem Maßstab und ging selbst auf die Zurzacher Messe, um seine Tücher zu verkaufen. Hiebei mutet er sich viel zu viel zu und konnte unmöglich alles genügend überwachen. In-



Heinrich Pestalozzi.

Nach dem Gemälde von F. A. Schöner im Pestalozzianum Zürich.

folge dessen sah er sich nach vier Jahren genötigt, die Anstalt zu beschränken; dennoch war er glücklich bei dem Gedanken, Jünglinge und Mädchen, die vorher elend waren, wachsen und blühen zu sehen, und eine wahre Wonne war es ihm, in einem armen, verlassenen Knaben ein Talent zu finden und zu retten.

Bei allen Schwierigkeiten, die der Anstalt drohten, hoffte Pestalozzi immer noch, diese erhalten und fortführen zu können; allein Verluste, Mißwachs und ungenügende Geschäftskenntnis zwangen ihn im Jahre 1780, die Anstalt aufzulösen. Fünf Jahre hatte er sich gewehrt wie ein Held, und jetzt dieses Ende!

Nun war er arm, wirklich arm. Seine Frau hatte ihr Vermögen für ihn verpfändet und lag krank darnieder; seine Freunde hatten das Vertrauen zu ihm verloren und wendeten sich ab, wenn sie ihn sahen, und dazu kam noch der Schmerz um seine gescheiterten Pläne, der Schmerz, den Armen nicht helfen zu können. Wie schnitt es ihm ins Herz, wenn er sagen hörte, den Armen sei überhaupt nicht zu helfen. Doch ein Samenkorn war gelegt, und sein Gebet, nicht von dieser Welt scheiden zu müssen, bis er etwas für die Rettung der Armen getan hätte, sollte nicht unerfüllt bleiben. Selber im Elend, lernte er das Elend des Volkes noch tiefer kennen, und dabei trat ihm der rettende Gedanke immer klarer vor die Seele.





Aus „Lienhard und Gertrud“. Kapitel 3.

Pestalozzi wird Schriftsteller.

Die traurige Lage, in die Pestalozzi nicht ohne eigene Schuld sich und die Seinen gebracht hatte, trieb ihn fast zur Verzweiflung. Wie ein Irrender lief er umher, er sah und grüßte niemand, so schwer nagte der Kummer in seiner Seele. Als seine Verwandten und Freunde kamen, um die Geldgeschäfte in Ordnung zu bringen und die drängenden Gläubiger zu beschwichtigen, wurde er etwas ruhiger. Ein Teil des Landes wurde verkauft, anderes verpachtet, noch anderes verwilderte, sodaß die Haushaltung oft Mangel an Brot litt. Die Leute spotteten über den guten Mann, und seine Freunde fürchteten, er werde einst im öffentlichen Spital oder gar im Narrenhause sterben.

Doch das edle Herz, dem der Glaube an Gott Kraft gibt, verzagt im Unglück nie ganz. „Laßt uns ruhig den Kampf des Lebens vollenden, sprach er zu den Seinen, ein Gott ist ob uns, der den einen leicht über die Erde hinschweben läßt und den andern fest an sein Elend kettet. Wir wollen mit der Gewalt des Schicksals kämpfen mit der ganzen Macht des Rechttuns und mit Ruhe in allem Sturm.“ Und es kam wieder Licht in seine Seele, und er faßte wieder Vertrauen zu sich selbst und er fand Hilfe. Die Sorge um die kranke Frau wurde ihm durch die liebevolle Hingabe der treuen Lisabeth erleichtert. Diese gute und teil=

nehmende Person — ihr voller Name ist Elisabeth Näf von Kappel — hatte von seinem Unglück gehört und war gekommen, ihm zu helfen. Sie wurde bald die unentbehrliche Hand im Neuhof. Mit großem Geschick baute sie zuerst den Garten und dann immer mehr Feld an und hielt so die Not vom Hause fern. (Sie blieb über dreißig Jahre im Dienste der Familie Pestalozzi.)

Auf den Rat einiger wohlwollender Freunde erfaßte Pestalozzi den Gedanken, durch Bücherschreiben etwas zu verdienen. Zwar machte ihm die Orthographie Schwierigkeiten, doch meinte er, das sei nur der Puder auf den Kopf und der Kopf sei die Hauptsache. Sein Freund Iselin in Basel druckte einige Aufsätze aus seiner Feder in einer Zeitschrift ab. Durch den Aufsatz „Abendstunden eines Einsiedlers“ wurden die Leute auf Pestalozzi aufmerksam. Ganz eigenartig, schön und tiefsinnig sprach er darin über das Höchste und Wichtigste für den Menschen. „Gott ist der Vater der Menschheit; Kinder Gottes sind unsterblich. — Der Glaube an Gott ist die Quelle alles reinen Vater- und Brudersinnes der Menschheit — die Quelle aller Gerechtigkeit. — Sünde ist Quelle und Folge des Unglaubens, Verlust deines Glaubens an Gott ist Verlust deines Kindersinnes gegen ihn.“ So redete Pestalozzi zu seinen Lesern, und indem er dies tat, stärkte und erbaute er sich selbst. In dem Gedanken, den Armen noch nützen zu können, lebte sein trotz allen Stürmen ungebrochener Geist und seine Liebe zu den Menschen wieder auf. Um dieselben zu bessern zu ihrem eigenen Wohle, stieg in seinem Innern wie auf einmal der Plan zu einem Buche auf, darin er



J. Iselin.

den Menschen einen Spiegel vorhalten und ihnen zeigen wollte, wie sie seien. Eine eigentliche Unruhe ergriff ihn. Um zu sehen und zu hören, wie die Leute dachten und unter sich redeten, tat er, was er vorher nicht getan, er ging ins Wirtshaus; nicht um zu trinken, sondern um versteckt hinter dem Ofen oder dem Vorhang ihren Gesprächen zu lauschen. Und dann fing er an zu schreiben. Um nicht Papier kaufen zu müssen, schrieb er auf alte Rechnungsbücher und Rechnungen; es floß ihm aus der Feder, er wußte nicht wie, und in wenigen Wochen war das Buch fertig, das im Jahr 1781 gedruckt wurde. Und was für ein Buch war das!

„Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk."

Diesen Titel trug das Werk, das Pestalozzi so in einem Zug geschrieben hatte. Die Geschichte, die demselben zu Grunde liegt, ist einfach:

In dem Dorfe Bonnal lebt ein einfacher Maurer, Lienhard, mit seiner Gattin Gertrud und sieben Kindern. Er ist gut und ehrlich, aber schwach und läßt sich in der Wirtschaft des Untervogts zum Trinken und Spielen verleiten. Der Untervogt Hummel ist ein schlechter, abgefeimter Mensch, der die Männer des Dorfes, die nicht zu ihm ins Wirtshaus kommen, auf jede Weise verfolgt. Wer in seine Klauen gerät, ist verloren; das erfährt auch Lienhard, der ihm 30 Gulden schuldet — es ist doppelt aufgeschriebene Zeche. Geht Lienhard nicht ins Wirtshaus, so droht ihm Hummel „mit den Rechten", geht er aber hin, so mehrt sich seine Schuld, und Frau und Kinder müssen zu Hause Mangel leiden. Endlich gesteht Lienhard seiner Gattin die Not, in die er geraten. Gertrud ist eine brave, tüchtige Frau, voller Gottvertrauen, die ihren Mann und ihre Kinder liebt. Sie faßt sich ein Herz und begibt sich des folgenden Tages auf das Schloß, wo Junker Arner, der neue Landvogt residirt. Arner ist gerecht und gut; er hört

die Klage der Frau an und ist gerührt durch ihr kindliches Vertrauen und entrüstet über das, was er von dem Untervogt vernimmt. Er schenkt Gertrud die 30 Gulden und übergibt Lienhard die Arbeit beim Kirchenbau. Der Untervogt aber wird zur Rede gestellt und er hat nur die Wahl, Vogt oder Wirt zu bleiben. Darob wird er wütend und sucht sich an Arner zu rächen, indem er ihm im Walde bei Nacht einen Markstein versetzt. Auf diesem bösen Beginnen überrascht ihn der Hühnerträger Christoph, der ein Ziegenfell über seinen Kopf und darüber eine brennende Laterne trägt. Hummel glaubt, der „Böse" hole ihn, er springt den Berg hinab und ruft um Hilfe. So fällt er durch seinen Aberglauben und noch mehr durch sein schlechtes Gewissen in seine eigenen Schlingen. Er beichtet dem Pfarrer seine Freveltaten und gesteht, wie er einen Mann zu einem falschen Eid verleitet habe, um die Wiese zu bekommen, die dem armen Ruedi gehörte. Der gute Schloßherr wird allen gerecht: er gibt dem Ruedi die Wiese wieder und dazu noch eine Kuh in den Stall und straft den ungetreuen Beamten. Die ganze Gemeinde dankt Gott, daß sie von dem rohen Untervogt befreit ist. —

Das alles ist nur der äußere Verlauf der Geschichte; viel wichtiger ist, was Pestalozzi darin die Menschen seiner Zeit und uns — in herrlichen Worten gelehrt hat und die Art, wie er zeigt, daß die häuslichen Freuden die schönsten der Erde seien, daß eine gute Mutter wie Gertrud der himmlischen Sonne gleiche, die mit ihrem Licht, d. h. mit ihrer Mutterliebe allen wohltue, alle erwärme und das Haus zu einem Himmel voll stillen Glückes und wahrer Herzensfreude mache, daß aber eine Erziehung und ein Jugendleben, wie der Vogt sie erfahren, zum Unfrieden mit sich selbst und der Welt und zu einem Ende mit Schrecken führen müssen.



Gertrud bei Arner.

Aus „Lienhard und Gertrud", Ausgabe des Vereins für Verbreitung guter Schriften.

Gertrud schafft eine Wohnstube und einen Geist in derselben, wie ihn Pestalozzi auch für die armen Kinder wünschte, als er sie in sein Haus aufnahm. Was sie leitet bei allem, was sie tut, ist die Liebe, und Vertrauen und Liebe weckt sie dadurch in ihren Kindern, und Vertrauen bringen ihr alle entgegen, die sie kennen. Wie das Buch ernst und eindringlich zu Vätern und Müttern redet, so spricht es auch herzlich und warm zu den Kindern, damit sie Gott vor Augen haben, Vater und Mutter ehren und auf der Bahn der Frömmigkeit und des Rechttuns vorwärts schreiten. Durch das ganze Buch hindurch zieht sich die wohlwollende Liebe, die treue Sorge für die Armen und die ungerecht Verfolgten. Wenn ihr älter geworden, liebe Kinder, so vergesset nicht, das Buch „Lienhard und Gertrud“ zu lesen,*) von dem hier ein kleines Bruchstück folgt.



Aus „Lienhard und Gertrud“. Kap. 35.

Ein Unterricht, der zu Herzen geht.

Aber, ihr Lieben, wie ist's diese Woche mit dem Rechttun gegangen?

Die Kinder sehen eines das andere an und schweigen.

Mutter. Anneli, tatest du recht in dieser Woche?

Anneli. Nein, Mutter, du weißt es wohl mit dem Brüderlein.

*) Das Buch „Lienhard und Gertrud“ ist durch den Verein zur Verbreitung guter Schriften für 30 Rp. zu beziehen.

Mutter. Anneli, es hätte dem Kind etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und überdies, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern und dürsten und schreien ließe! Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lange ohne Hülfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli, so dürfte ich, weiß Gott, keinen Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kinde nicht recht Sorge.

Anneli. Glaube mir's doch, Mutter, ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehen.

Mutter. Ich will's zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

Und Niklas, wie ist es dir in dieser Woche gegangen?

Niklas. Ich weiß nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr daran, daß du am Montag das Griteli umgestoßen hast?

Niklas. Ich hab's nicht mit Fleiß getan, Mutter!

Mutter. Ja, wenn du es noch gar mit Fleiß getan hättest! Schämst du dich nicht, das zu sagen?

Niklas. Es ist mir leid; ich will's nicht mehr tun, Mutter!

Mutter. Wenn du einmal groß sein und so, wie jetzt, nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit, — und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest.

Niklas. Ich will gewiß acht geben, Mutter!

Mutter. Tue es doch, mein Lieber, und glaub' mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niklas. Liebe, liebe Mutter! ich weiß es, und ich glaub' es, und ich will gewiß acht geben.

Mutter. Und du, Liese, wie hast du dich aufgeführt?

Lise. Ich weiß einmal nichts anderes diese Woche, Mutter!

Mutter. Gewiß nicht?

Lise. Nein einmal, Mutter, so viel ich mich besinne! ich wollte es sonst gerne sagen, Mutter!

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weißt, mit so viel Worten antwortest, als ein anderes, wenn es recht viel zu sagen hat!

Lise. Was habe ich denn jetzt auch gesagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts und doch viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten, du seiest nicht bescheiden, du besinnest dich über nichts, was du reden sollst, und müssest doch immer geredet haben. — Was hattest du gerade vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wissest, daß Arner bald kommen werde?

Lise. Es ist mir leid, Mutter!

Mutter. Wir haben's dir schon oft gesagt, daß du nicht in alles, was dich nicht angeht, reden sollst, insonderheit vor fremden Leuten, und doch tust du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen, daß er es schon wisse, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwätze gehabt hätte?

Lise. Es würde mir sehr leid tun; aber weder du noch er haben doch kein Wort gesagt, daß es niemand wissen soll.

Mutter. Ja, ich will's dem Vater sagen, wenn er heim kommt. Wir müssen so zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzusetzen: Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen, — aber das nicht, — und das nicht, — und das wieder, — so weißt du denn ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst.

Lise. Verzeih' mir doch Mutter! Ich meinte es auch nicht so.

Mutter. Man hat dir ein für allemal gesagt, daß du in nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst; aber es ist vergeblich. Dieser Fehler ist dir nicht anders abzugewöhnen, als mit Ernst; und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffe, werde ich dich mit der Rute abstrafen.

Die Tränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Rute redete. Die Mutter sah es und sagte zu ihr: Liese, die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.

So redete die Mutter mit allen, sogar mit dem kleinen Gritli. Du mußt deine Suppe nicht so ungestüm fordern; sonst laß' ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie einem andern.

Nach allem diesem beteten die Kinder ihre gewöhnlichen Abendgebete und nach denselben das Samstagsgebet, das Gertrud sie gelehrt hatte.



Pestalozzi schreibt neue Bücher.

Pestalozzi hatte das Buch „Lienhard und Gertrud" mit der ganzen Glut seines Herzens geschrieben, und was von Herzen kommt, geht zu Herzen. Es machte großes Aufsehen und wurde überall gelesen, von alt und jung, hoch und niedrig. Kalender trugen Bruchstücke in die entferntesten Hütten, und Prediger lasen daraus auf der Kanzel vor, auch die Fürsten auf den Tronen lasen es. Der arme und verlachte Pestalozzi wurde nun auf einmal ein berühmter Mann. Die ökonomische Gesellschaft von Bern sandte ihm 50 Dukaten und eine goldene Medaille mit der Aufschrift civi optimo, (d. h. dem besten Bürger), und als später die Königin Luise von Preußen, eine der edelsten Frauen ihrer Zeit, das Buch Pestalozzis las, sprach sie, sie möchte am liebsten hingehen und zu ihm sagen: „In der Menschheit Namen danke ich Ihnen".

Durch den Gewinn, den ihm das Buch abwarf, sah sich Pestalozzi der Geldsorgen enthoben. Vornehme Leute aus nah und fern suchten jetzt den merkwürdigen Einsiedler auf dem Neuhof auf, und die Besitzer der umliegenden Schlösser luden ihn zu Gaste. Die Leute seiner Umgebung fingen an, ihn mit andern Augen zu betrachten; wenn sie aber von den Personen des Buches redeten, so hörte man den Namen Märki, und einige wollten wissen, wo die Geschichte mit dem Markstein sich zugetragen habe.

Da Pestalozzi sah, daß viele sein Buch nur um der Späße willen lasen und daß wieder andere nicht verstanden, was er sagen wollte, so schrieb er ein zweites Buch, Christoph und Else, in dem er in Gesprächen die Gedanken in „Lienhard und Gertrud" näher ausführte. Dieses neue Buch erforderte beim Lesen viel Aufmerksamkeit und Nachdenken, deshalb fanden es die Leute langweilig und lasen es nicht. Pestalozzi setzte darum die Geschichte in „Lienhard und Gertrud" fort und fügte derselben im

Laufe der Jahre einen zweiten, dritten und vierten Teil hinzu. Wie er zuerst von der Familie gesprochen, so behandelte er hier Gemeinde, Schule, Kirche und Staat. Wieder enthielten diese Schriften eine Fülle guter Ideen; aber diese waren vielen zu neu, die Sprache war vielfach breit und weitschweifig, und so wurden sie nur wenig gelesen. Das gleiche war der Fall mit mehreren andern Schriften, die er in den folgenden Jahren veröffentlichte.

Pestalozzi ließ sich indes nicht entmutigen; immer stärker drängte sich in ihm das Bestreben auf, dem armen Volke durch eine bessere Erziehung aufzuhelfen und es zu bessern Zuständen zu führen. Doch so eifrig er darüber schrieb, er wurde nicht verstanden, und die Regenten im Lande wollten ihn nicht verstehen, und auch die Hoffnungen, durch die Hülfe fremder Fürsten seine Pläne über eine Armenerziehungsanstalt zu verwirklichen, zerrannnen wie Luftschlösser. — Seitdem er „Lienhard und Gertrud“ geschrieben hatte, waren bald achtzehn Jahre vergangen, ohne daß Pestalozzi der Erfüllung seines Wunsches, den Armen helfen zu können, näher gekommen war. Sein einziger Sohn Jakob hatte 1791 den Neuhof übernommen; er aber sah sich noch immer fern von dem Ziele, seine Ideen über Erziehung und Besserstellung des armen Volkes durch die Tat zu beweisen. Da brachen Ereignisse über die Schweiz herein, die für ihn und die Schulen im ganzen Schweizerland bedeutungsvoll werden sollten.





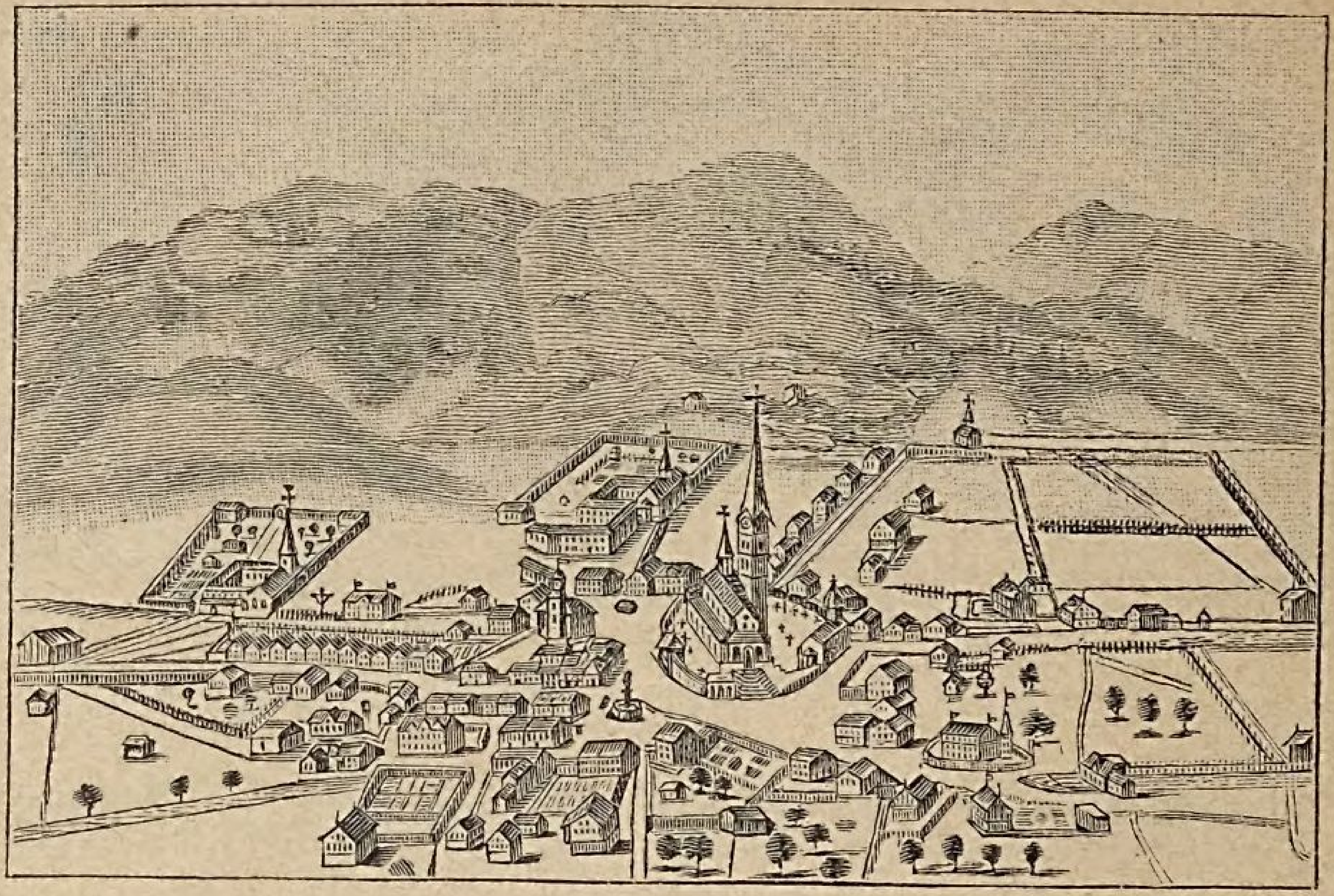
Aus „Lienhard und Gertrud". Kap. 18.

Pestalozzi als Lehrer und Erzieher.

Die Ereignisse des Jahres 1798.

Vor hundert Jahren glich die Eidgenossenschaft mit ihren Einrichtungen einem Baume, dessen Blätter welk geworden und beim ersten Sturm niederfallen. Es fehlte an Einigkeit, Kraft und gegenseitigem Vertrauen, und als die französischen Heere im Frühjahr 1798 in unser Land einzogen, da brach die alte Eidgenossenschaft ruhmlos zusammen; einzig das wackere Volk von Bern hatte gezeigt, daß die alte Tapferkeit in der Schweiz noch nicht ausgestorben war, aber sein Sieg bei Neuenegg konnte das Vaterland nicht mehr retten.

Eine neue Ordnung der Dinge kam; an Stelle der alten Eidgenossenschaft mit ihren Regierenden und Untertanen und ihren leibeigenen Bauern, trat die helvetische Republik, in der alle Bürger vor dem Gesetze gleich waren. Ein Direktorium von fünf Mitgliedern bildete die Regierung, und zwei Räte, der Große Rat und der Senat, hatten die Gesetze zu geben. Als im August jeder Bürger den Eid auf die neue Verfassung (Grundgesetz) leisten sollte, da entschloß sich das Volk von Nidwalden, das um seine Religion und seine alten Bräuche bangte, zu verzweifeltem Widerstand: Männer, Frauen, Greise,



Stans. (∘ Waisenhaus).

Kinder, alles griff zu den Waffen; die Nidwaldner setzten durch ihre Tapferkeit die Welt in Staunen; aber gegen die zehnfache Uebermacht der Franzosen, die unter Schauenburg heranrückten, war an einen Sieg nicht zu denken. Als am Nachmittag des 9. September der ungleiche Kampf zu Ende war, glich das vorher blühende Ländchen einem Trümmerhaufen: 340 Wohnhäuser, 228 Scheunen und 144 Nebengebäude lagen in Schutt und Asche, 259 Männer, 102 Frauen und 25 Kinder hatten ihr Leben verloren. Trostloses Elend folgte den „Schreckenstagen von Nidwalden"; mehr als 300 Familien waren obdachlos, und 246 Kinder hatten Vater oder Mutter oder beide zusammen verloren. Überall regte sich das Mitleid für das unglückliche Volk, und 77 verlassene Kinder konnten in Murten und andern Orten bei mildtätigen Leuten versorgt werden. Um den zurückgebliebenen Waisen zu helfen, begab sich Pestalozzi nach Stans.

Vater der Waisen in Stans.

Bei der Neuordnung der Dinge war in Pestalozzi aufs neue die Hoffnung erwacht, für die Verbesserung der Erziehung und der Schulen des niedrigsten

Volkes etwas tun zu können. Da die helvetische Regierung sein Bestreben kannte, so übertrug sie ihm die Leitung des Waisenhauses zu Stans, das die hülflosen Kinder daselbst aufnehmen sollte. Ein Nebengebäude des Frauenklosters wurde so gut es ging rasch für die Anstalt hergerichtet, und anfangs Januar 1799 konnten die ersten Zöglinge aufgenommen werden; zuerst waren es deren 50, später 80.

Aber in was für einem Zustand befanden sich diese armen Geschöpfe! Bleich und abgezehrt, ungenügend gekleidet, von Hunger entstellt, zum teil krank, scheu und furchtsam, so traten sie ein, doch waren die meisten von ihnen gut beanlagt. Pestalozzi wollte die armen Kinder trösten, nähren, kleiden und ihnen ein guter Vater sein. Unermüdlich war er tätig, vom frühen Morgen bis am späten Abend, immer war er in ihrer Mitte; er teilte mit ihnen seine Suppe; war eines krank, so stand er gleich an seiner Seite und keine Mühe war ihm zu viel. Die Kinder verloren bald ihre Scheu, sie wurden zutraulich und anhänglich. O, wie freute das Pestalozzi! Er gewöhnte sie an Arbeit und unterrichtete sie. Dabei ging er nicht vor, wie es damals üblich war. Zuerst lehrte er die Kinder sprechen, dann buchstabiren und nachher ging's ans Lesen und Schreiben. Er belehrte sie über Dinge, Pflanzen und Tiere, die sie sahen, und ganz besonders suchte er ihr Herz und Gemüt zu bilden. Wenn er so warm und herzlich davon redete, wie es guten Kindern ergehe, was bösen Kindern bevorstehe, wie leicht man andern helfen könne, wenn man etwas wisse und verstehe, und ihnen dazu schöne Beispiele erzählte, dann lauschten die Kinder in andächtiger Stille. Als der Flecken Altorf in Uri abbrannte, da sprach Pestalozzi von den Kindern, die dort obdachlos geworden, vielleicht ohne Nahrung, ohne genügende Kleidung seien, und dann fragte er seine Zöglinge, ob er nicht eine Anzahl dieser Kinder in das Haus aufnehmen solle, und sie antworteten, „o ja!" — „Aber wenn ihr weniger zu essen bekommt und euere



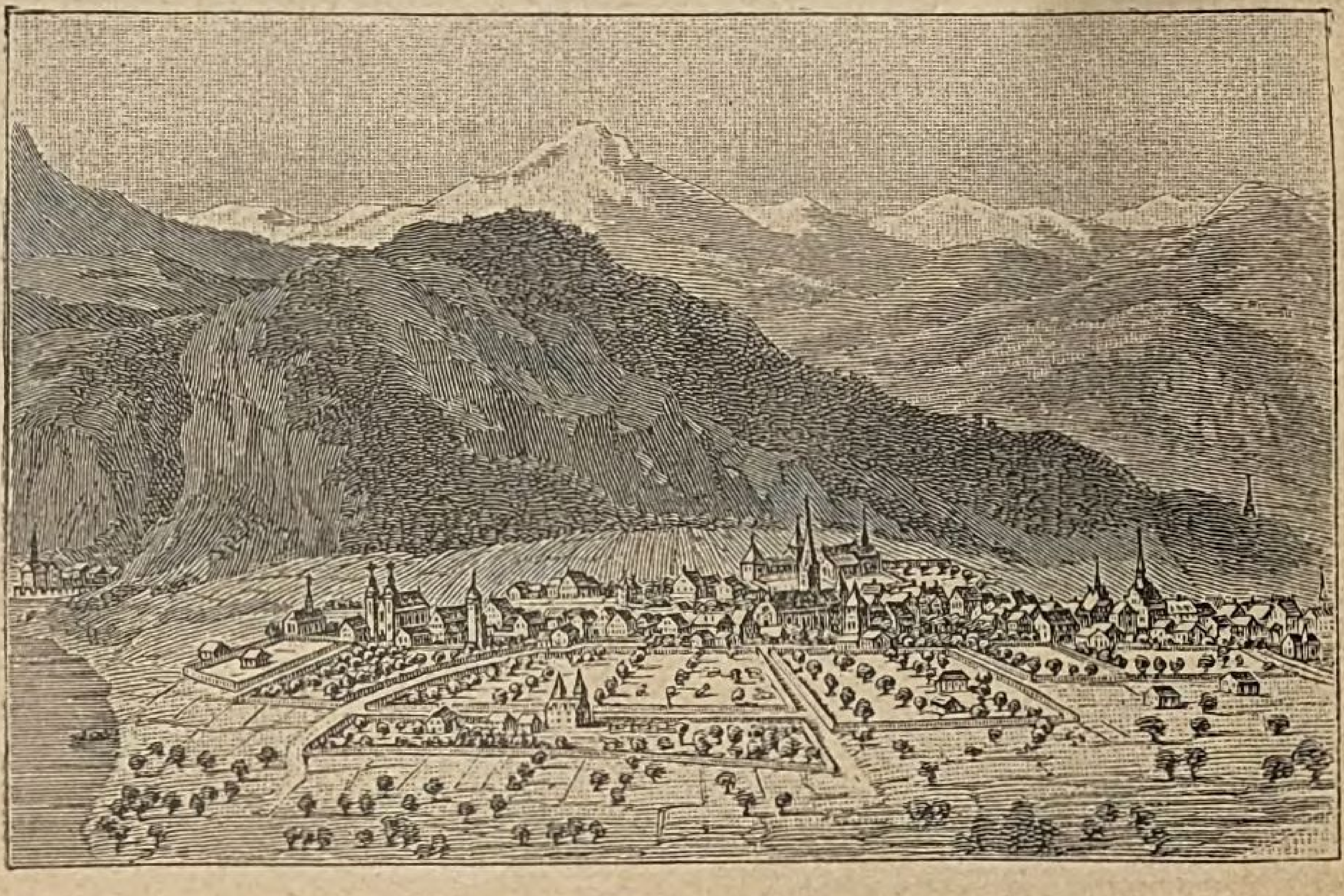
Vater Pestalozzi. Nach



m Gemalde von K. Grob.

Kleider mit ihnen teilen müßt, wollt ihr euch das gefallen lassen?" fragte er weiter, und wieder tönte es ihm entgegen, „o ja!" — Die ältern Kinder leitete er an, die jüngern zu lehren, was sie gelernt hatten. Die Art, wie Pestalozzi unterrichtete, war damals neu. Da ihm dabei ein fester Plan fehlte und er zu wenig auf äußere Ordnung hielt, und weil es bei so vielen Kindern nicht immer ohne Strafe abging, so gab das in Stans über den fremden Mann viel zu reden; wer aber sah, wie er arbeitete und sich abmühte, zollte ihm die höchste Achtung.

Einen schönen Tag bereitete er einst den Kindern, als er mit ihnen einen Ausflug nach der Stadt Luzern machte, wo jedes derselben von der Regierung einen neuen Zehnbätzler erhielt. Das war gegen Ende des Monats Mai. Schon vierzehn Tage nachher wurde die Anstalt aufgelöst; denn der Krieg war wieder im Anzug — das Jahr 1799 war ja das böse Kriegsjahr, in dem sich Franzosen, Oesterreicher und Russen in unserm Vaterlande bekämpften — und die Räume, welche die Anstalt inne hatte, sollten für das Militär gebraucht werden. Pestalozzi sah sich genötigt, den größten Teil der Kinder zu entlassen; er gab noch jedem doppelte Kleidung und etwas Geld mit, und dann, zu Tode



Altorf.



Ankunft verwaister Kinder in Murten (Oktober 1798).

Nach einer Zeichnung von A. Anker in der Volksausgabe der „Schweizergeschichte in Bildern“.

erschöpft, verließ er selbst Stans. Der Beamte aber, der ihn zur Räumung des Hauses aufgefordert hatte, schrieb an die Regierung: „Der tugendhafte Pestalozzi hat sich auch hier durch seine Tätigkeit ein unvergeßliches Denkmal gesetzt". Er selbst betrachtete später den kurzen Aufenthalt in Stans als die höchsten Segenstage seines Lebens.



Aus „Lienhard und Gertrud". Kapitel 43.

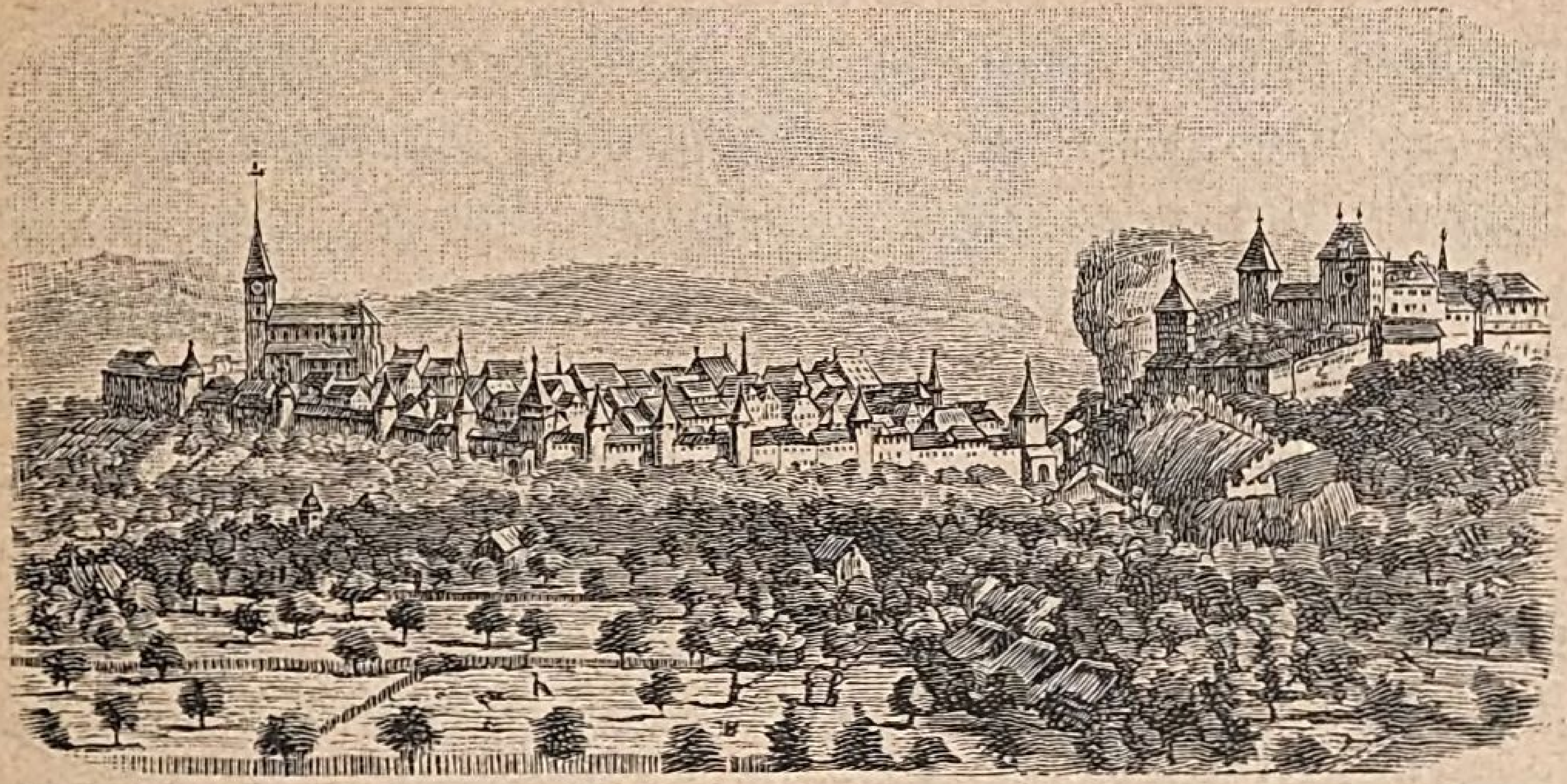
Lehrer in Burgdorf.

Nach dem Weggang von Stans kam sich Pestalozzi wie ein Schiffbrüchiger vor; allein die Zeit war nahe, da sein Wort „Ich will Schulmeister werden" in freudige Erfüllung gehen sollte. Und das verdankte er dem helvetischen Minister (d. i. ein erster Beamter) Ph. A. Stapfer, der den traurigen Zustand des Volksunterrichts kannte und deshalb Pestalozzis Bestrebungen unterstützte.



Ph. A. Stapfer.

Mit den Dorfschulen war es damals sehr übel bestellt; denn es fehlte an guten Lehrern, an rechten Schulstuben, an richtigen Lehrmitteln, kurz an allem. Im Kanton Zürich hatte kaum ein Drittel aller Gemeinden eigene Schulstuben,

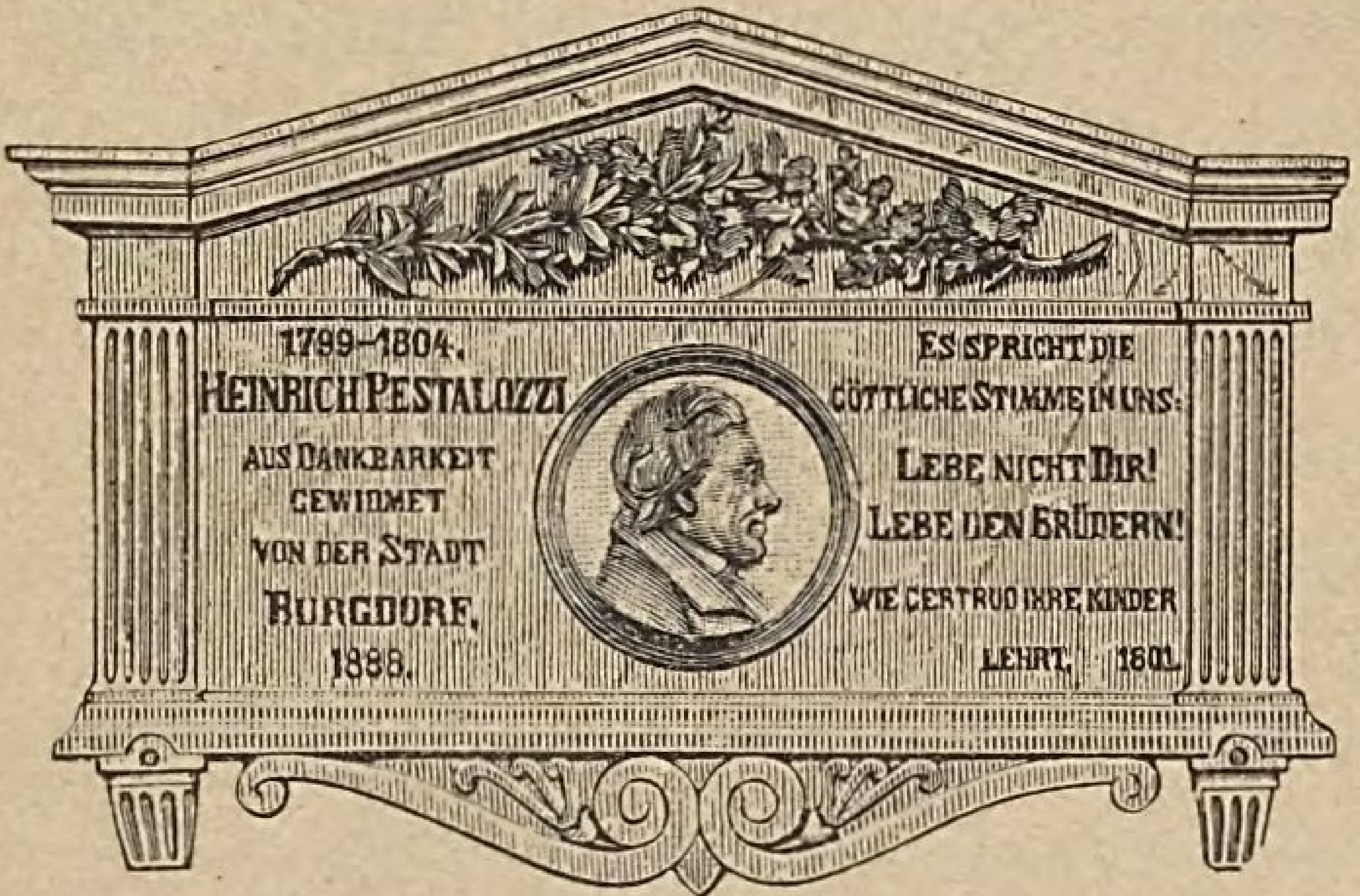


Burgdorf.

und anderwärts war's nicht viel besser; wo der Lehrer nicht eine geeignete Stube hatte, wanderte die Schule von einem Haus zum andern, zehn bis zwölfmal in einem Winter wechselnd. Um den großen Ofen zu heizen, brachte jedes Kind täglich ein Scheit mit oder auch nicht. In den Dorfschulen wurde nicht klassenweise unterrichtet; da saßen die Kinder eng zusammengedrängt in der dumpfen Stube, die kleinsten natürlich im Winkel; das eine hatte ein ABC-Täfelchen, das andere ein Namenbüchlein, ein drittes ein Testament, eine alte Schrift oder sonst etwas vor sich, und alle lernten laut vor sich hin. Wenn das Gemurmel schwächer wurde oder gar aufhörte, so rief der Lehrer: Kinder lernet! und gelegentlich half er mit der langen Birken- oder Haselrute nach, die gerade für die ganze Bank reichte. Wehe dem Kinde, das nicht aufsagen konnte, wenn es „abb'hört" wurde! Erklärt wurde wenig oder nichts; an vielen Orten galt das Rechnen als ein Luxus, und den Mädchen war freigestellt, das Schreiben zu lernen oder nicht. Das Schulhalten überließ man dem, der's am billigsten übernahm oder eine eigene Stube dazu hatte.

Das war die alte Schule. Pestalozzi wollte sie aus dem Sumpf herausziehen und auf bessere Wege bringen, ja den „europäischen Schulwagen" sogar wollte er umkehren.

Wie das möglich sei, sollte er in **Burgdorf** zeigen, wo ihm die Regierung auf die Fürsprache Stapfers hin eine Wohnung und einen Gehalt anwies, damit er seine neue Art des Unterrichtens, seine „Methode", praktisch erproben könne. Anfänglich unterrichtete er in der Hintersäßenschule (Schule für Nichtbürger), und als die Eltern erklärten, diese Schule sei nicht zum Pröbeln da, wurden ihm die untern Klassen der Bürgerschule eröffnet. Nach acht Monaten machten seine Schüler ein so gutes Examen, daß Pestalozzi, der nun 54 Jahre alt war, an die „zweite Knabenschule" befördert wurde. Man überließ ihm im Schloß genügende Räumlichkeiten für seine Schule, und bald darauf vereinigte sich mit ihm der junge Appenzeller **Hermann Krüsi**, der die armen Kinder aus seiner Heimat unterrichtete, welche gutherzige Leute in Burgdorf zu sich aufgenommen hatten. Damit hatte er einen tüchtigen Gehülfen, die Schule ging gut, und als eine Kommission von angesehenen Männern erklärte, seine Lehrart verdiene in der ganzen Schweiz eingeführt zu werden, da atmete Pestalozzi auf in der Überzeugung, daß sein Werk nicht mehr untergehen könne.



Gedenktafel in Burgdorf.

Er begründet sein Werk.

Unterstützt und aufgemuntert durch eine Gesellschaft von Erziehungsfreunden konnte Pestalozzi im Herbst des Jahres 1800 im Schloß zu Burgdorf eine **Erziehungsanstalt** errichten, in der auch junge Männer zu Lehrern ausgebildet und arme Kinder kostenfrei aufgenommen werden

sollten. In Krüsi und dessen Landsmann Gustav Tobler, sowie einem Deutschen namens Buß hatte er drei geschickte Lehrer gefunden, zu denen später ein dritter Appenzeller, Joh. Niederer, und andere hinzukamen. In dem Institut (Anstalt) entwickelte sich das regste Leben; war Pestalozzi selbst auch oft recht unpraktisch, mochte er selbst in der Schule zu schnell und zu laut oder zu lang reden, so entflammte er doch alle, die um ihn waren, mit dem heiligsten Eifer für das Gute, und der Erfolg erhöhte den Mut. Um der Welt „heiter" (klar) zu machen, wie nach seiner Ansicht die Kinder erzogen und unterrichtet werden sollten, schrieb er das Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Er sprach darin so schön, so warm und innig von der Aufgabe der Mutter und des Lehrers, daß die Zeitungen von seiner Methode zu schreiben anfingen und die Leute im Tagesgespräch davon redeten. Aus nah und fern kamen Schulmänner nach Burgdorf, um die neue Methode kennen zu lernen, und fremde Regierungen, wie die von Dänemark und Preußen schickten Lehrer ihres Landes zu Pestalozzi, um von ihm zu lernen; so sehr war sein Ruhm bereits gestiegen und seine Methode anerkannt.

Und was wollte Pestalozzi mit seiner neuen Methode? Einfach zeigen, wie man die Kinder am natürlichsten und damit am einfachsten und besten erziehe und unterrichte. Wie er das im einzelnen ausführte, darüber lassen wir die Lehrer an den Konferenzen reden, die euch ja nicht unlieb sind. Wenn ihr aber eine Unterrichtsstunde habt, in der ihr so von Herzen dabei seid und recht tüchtig arbeitet, sodaß jedes das Gefühl erhält, jetzt haben wir etwas gelernt, so denkt, das war, wie es Pestalozzi wünschte. Und wenn ihr eure Mutter seht, die macht, daß es daheim allen so recht wohl ist, die euch lehrt, warnt, mahnt, ja straft, sodaß ihr, auch wenn es augenblicklich nicht angenehm ist, überzeugt seid, sie meine es gut und habe euch herzlich lieb,

so wißt ihr, wie Gertrud ihre Kinder lehrte. Daß das Pestalozzi zeigte, und daß er troß aller Anfeindungen, trotz aller bittern Erfahrungen — und wo ist etwas Neues das nicht bekämpft wird? — bis an sein Lebensende nicht müde wurde daran zu arbeiten, daß auch dem armen, verlassenen, verschupften Kinde ein glückliches Daheim und ein guter Unterricht geboten werde, darin liegt sein Verdienst und seine Größe. Durch dieses Streben ist er zum Begründer der Volksschule geworden.



Aus „Lienhard und Gertrud“. Kapitel 66.

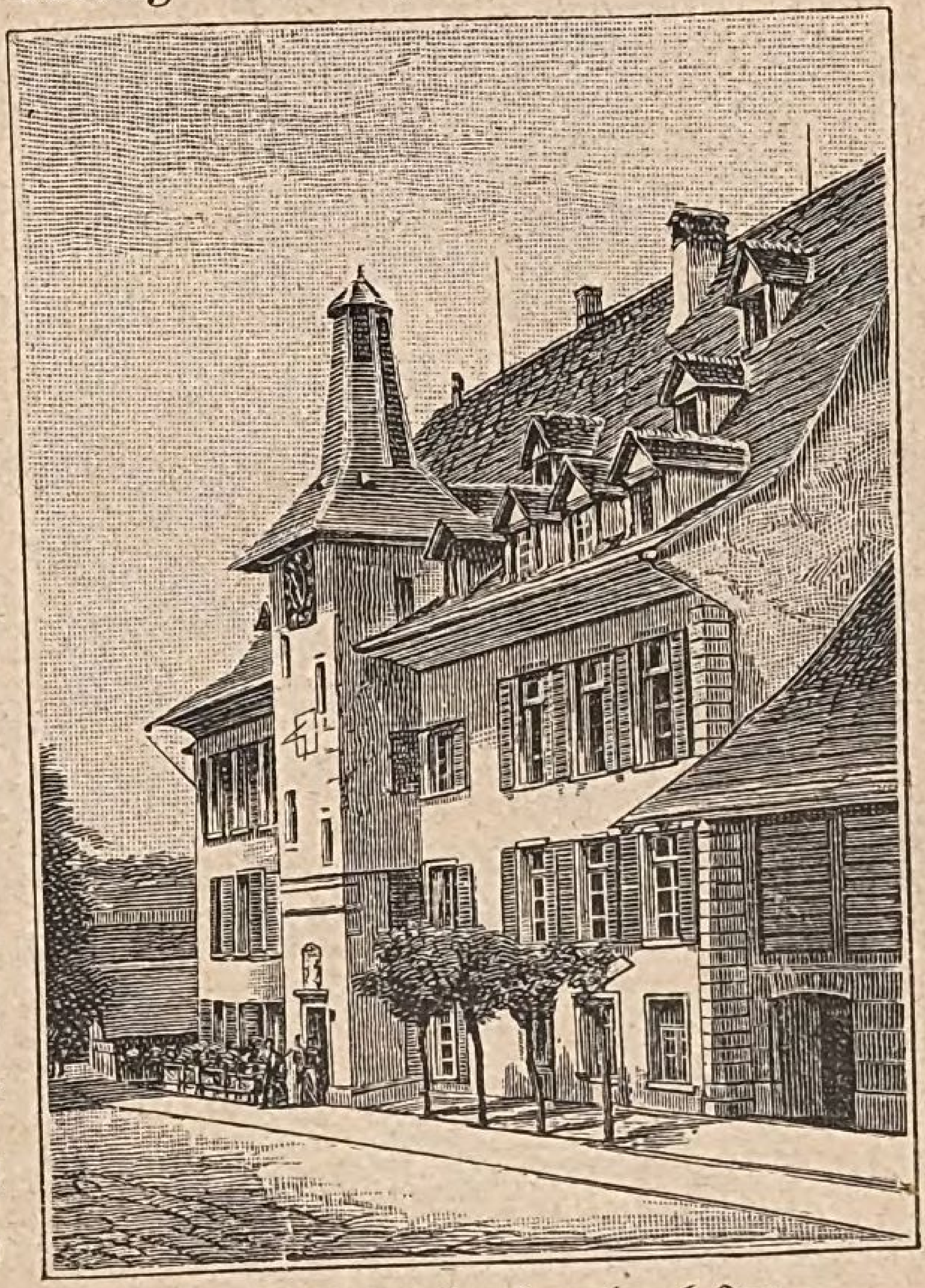
Von Burgdorf nach Yverdon.

Neben der rastlosen Arbeit, die er seiner Anstalt und seinen Schriften widmete, schenkte Pestalozzi den vaterländischen Angelegenheiten stets seine Aufmerksamkeit. Als der gewaltige Napoleon gegen Ende des Jahres 1802 eine Anzahl Männer aus der Schweiz nach Paris kommen ließ, um mit ihnen die verworrenen Verhältnisse unseres Landes neu zu ordnen, war Pestalozzi mit dabei; er hoffte natürlich in Frankreich, das ihn im Jahr 1792 zum Ehrenbürger ernannt hatte, etwas zur Verbreitung seiner Ideen tun zu können; allein als er bei Napoleon eine Audienz (Besprechung) wünschte, so soll dieser, wie erzählt wird, erklärt haben, er hätte keine Zeit, sich mit dem ABC zu beschäftigen.

Mit der Neugestaltung der Schweiz, die durch Napoleons Vermittlung im Frühjahr 1803 eintrat, waren die

Tage von Pestalozzis Anstalt in Burgdorf gezählt. „Da der Herr Oberamtmann, der daselbst ins Amt trat, keine schickliche Wohnung finde“, sollte Pestalozzi das Schloß zu Burgdorf verlassen. Umsonst war die Gunst des neuen Landammanns der Schweiz, Jean d'Affry aus Freiburg; weder dies, noch die Wehklage der Leute in Burgdorf, die Pestalozzis Weggang bedauerten, noch die Fürsprache seiner Freunde vermochte, den Beschluß der bernischen Regierung zu ändern, daß das Schloß auf Mitte 1804 zu räumen sei.

Das letzte Jahr der Anstalt zu Burgdorf war das glänzendste: zahlreiche und hochgestellte Gäste besuchten sie, die Zahl der Zöglinge betrug über hundert, und dazu kamen noch etwa vierzig arme Kinder, die aufgenommen worden waren. Nachdem Pestalozzi vergeblich versucht hatte, im Neuhof eine Armenanstalt zu errichten, siedelte er nach dem drei Stunden von Burgdorf entfernten Schloß Münchenbuchsee über, das ihm die Regierung von Bern für ein Jahr überließ. Am 24. Juni 1804 brach die letzte Karawane dahin auf; das Zutrauen und die Anhänglichkeit, mit



Schloß Münchenbuchsee.

der die Zöglinge ihrem Vater, der vorausgeeilt war, entgegensprangen, halfen ihm über vieles hinweg.

In Münchenbuchsee war Pestalozzi seinem jungen Freunde Emanuel Fellenberg nahe, aus dessen Erziehungsanstalt in Hofwil später so tüchtige Armenlehrer



H. Krüsi.

wie Vater J. Wehrli aus dem Thurgau hervorgingen. Während seiner Abwesenheit übertrug Pestalozzi die Verwaltung seines Institutes dem praktischen, tatkräftigen Fellenberg; doch waren beide zu verschiedene Naturen, als daß sie auf die Dauer hätten zusammenarbeiten können, und zudem hatte Pestalozzi bereits in Yverdon, einem freundlichen Städtchen der Waadt, ein neues Institut errichtet, das seine Kraft bald ganz in Anspruch nahm.

Die schönste Zeit seines Lebens.

Sobald laut geworden war, daß Pestalozzi Burgdorf verlassen werde, anerboten ihm mehrere Städte des schönen Waadtlandes, darunter Payerne und Yverdon, seine Anstalt bei sich aufzunehmen. Der neu aufstrebende Kanton Waadt war eben daran, seine Schulen zu verbessern, und da Pestalozzi hoffte, seine Ideen würden in der romanischen Schweiz Eingang finden, so nahm er das Anerbieten an. Er entschied sich für Yverdon, wo ihm das geräumige Schloß zur Verfügung gestellt wurde. Die Stadtbehörden empfingen ihn festlich, und im Herbst 1804 eröffnete er daselbst mit zwei Lehrern ein neues Institut, um jedoch schon im Juli des nächsten Jahres beide Anstalten daselbst zu vereinigen. Jetzt hatte er wieder alle die Seinen um sich: seine treue Gattin, seine besten Lehrer, die Sohnsfrau und Lisabeth.

Die ersten Zeiten in Yverdon waren die glücklichsten in Pestalozzis Leben. „Meine Lage ist so, daß ich sie mir nicht besser wünschen könnte“, schrieb er, und dennoch blieb er unbefriedigt, weil er noch nicht hatte, was das Vornehmste seines Herzens war und blieb — eine Armenanstalt. Das Institut hob sich rasch zu ungeahnter Blüte: in einem

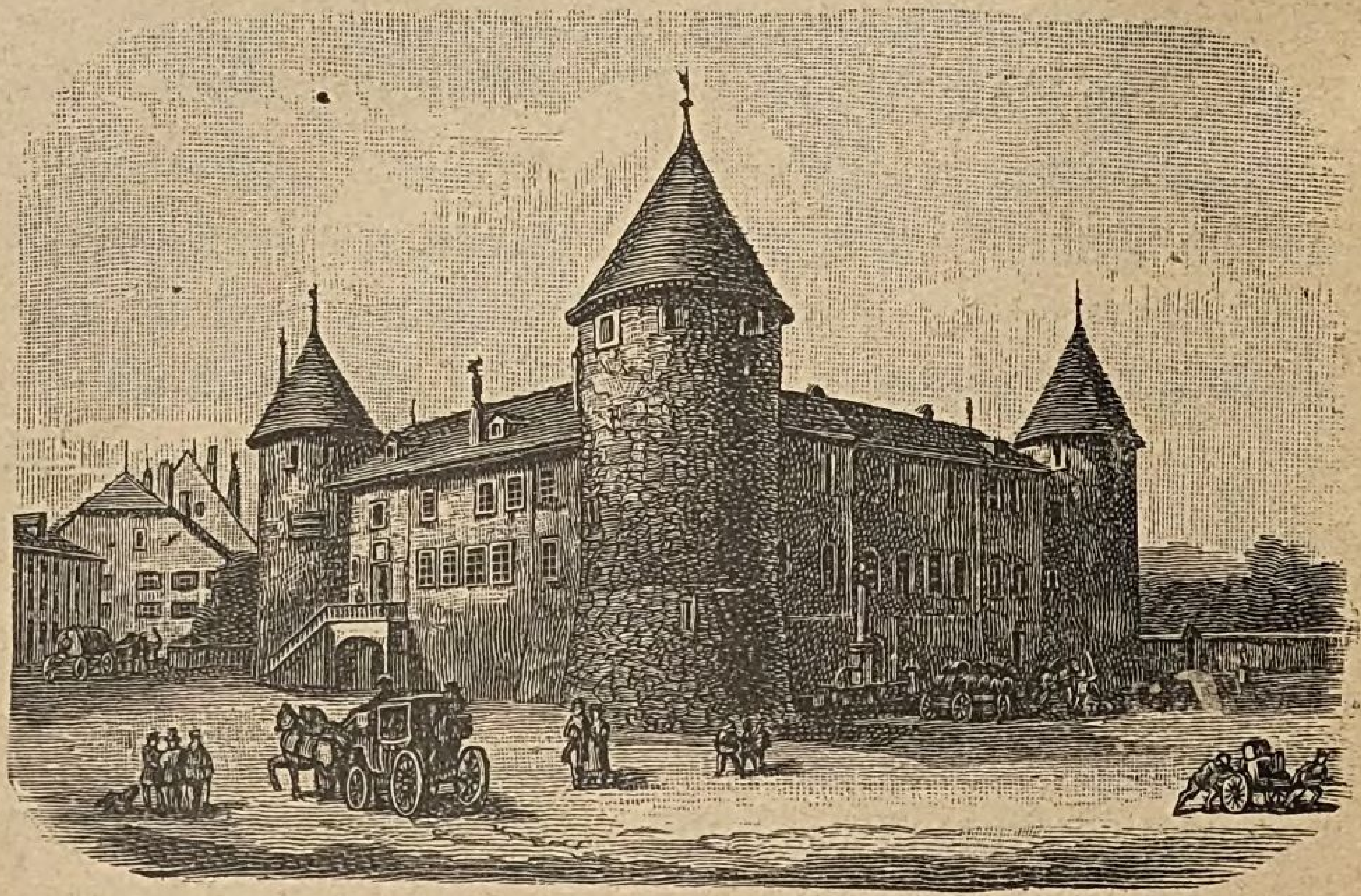
Jahr stieg die Zahl der Zöglinge von 70 auf 150, und dazu kamen noch 40 bis 50 junge Männer, die sich bei ihm zu Lehrern ausbildeten. Mit den Besuchern mochten sich manchmal bis auf dreihundert Personen um ihn sammeln; sein Ruf war in alle Länder gedrungen, und nicht nur aus allen Kantonen der Schweiz, sondern auch aus Deutschland, Holland und Amerika kamen Männer,



J. Wehrli.

darunter viele Hochgestellte, um den großen Pädagogen (Erzieher) zu sehen, auf den der deutsche Philosophe Fichte als ein „Heilmittel der Menschheit" hingewiesen hatte, als Deutschland in seiner größten Erniedrigung (vor Napoleon) lag. Manche wollten nur für einige Tage kommen und fühlten sich so angezogen, daß sie Monate lang blieben. Freilich, wer kam, um Pestalozzi wie eine Naturseltenheit, einen Bergsee oder einen Wasserfall zu besehen, und sich nicht um den Volksunterricht kümmerte, ging enttäuscht von dannen, wenn er den unansehnlichen Mann gewahrte. Wer jedoch tiefer in das Leben der Anstalt blickte und den einzelnen Schulfächern nachging, erkannte bald, daß darin ein neuer Geist lebte. Da war kein Platz für gedankenloses Lesen und leeres Wortgeplärre. In wohlgeordneten Übungen wurden die Schüler zum Sprechen, Lesen, Schreiben und Rechnen angeleitet und in die Gebiete der Naturkunde, Geographie und Geschichte eingeführt. Dabei hatten sie selbst zu beobachten und zu prüfen, zu messen und zu zeichnen; und statt der Rute gab die Freude am Erfolge frischen Mut zum Lernen. Unablässig waren Meister und Jünger bemüht, für diese neue Art des Unterrichtens die nötigen Lehrbücher und Hilfsmittel herzustellen, und das erforderte viel Mühe und Arbeit.

Pestalozzi selbst entfaltete eine unglaubliche Tätigkeit; oft war er schon um 3 Uhr morgens an der Arbeit, um sich seinen Büchern und Schriften zu widmen. Seine „gesammelten Werke" umfassen 16 Bände, und seine Briefe würden ganze Bücher füllen. Neben seiner Vielgeschäftigkeit fand er noch immer Zeit zu den Prüfungs- und Andachtsstunden, die er regelmäßig in der Morgenfrühe mit einer kleinen Zahl Schüler hielt, um mit ihnen so recht von Herzen, so treu und gut zu reden, wie nur er es konnte. Herzinnig redete er bei festlichen Anlässen zu der ganzen Anstalt, insbesonders in der Scheidestunde des Jahres. Wie sehr er dem lieben Gott dankbar war, bezeugen folgende Worte aus einer Neujahrsrede: „Tage und Stunden kommen und weichen; aber Wahrheit und Liebe bleiben ewig wie Gottes Herz, das im Menschen schlägt. Freunde, Brüder, Kinder! Meine Seele zerfließt vor Wonne, der Herr hat Großes an mir getan; möge ich seiner Güte würdig und in meiner Schwäche euer Vater sein, wie ein Mensch Vater seiner Mitmenschen sein kann. Gott aber ist unser aller Vater; er erhalte uns in Wahrheit und in seiner Liebe und segne uns alle!"



Schloß Yverdon.



Aus „Lienhard und Gertrud". Kapitel 128.

Neue Kümmernisse.

Etwa um das Jahr 1812 stand die Anstalt zu Yverdon in ihrem höchsten Ruhm. Pestalozzi war unterdessen ein Greis von bald 70 Jahren geworden. Wer hätte ihm nicht Ruhe und Frieden für seinen Lebensabend gönnen mögen? Doch statt dessen sollten ihn neue Kümmernisse treffen. Schon im Jahr 1801 war sein einziger Sohn Jakob seinen langjährigen Gichtanfällen fern von ihm auf dem Neuhof erlegen; in Yverdon starb dessen Gattin, die Vater Pestalozzi seit den Tagen zu Burgdorf eine treue Hülfe gewesen war. Im Dezember 1815 erlitt er den schwersten Verlust, da seine eigene Gattin starb. Wie viel hatte diese edle Frau um ihn und mit ihm gelitten; niemand hatte ihn besser verstanden als sie, und wie dankte er dem Schicksal, daß sie jeweilen in den Tagen ihrer öftern Krankheit bei guten Freundinnen die Ruhe fand, die er ihr in seinen Anstalten nicht bieten konnte. Mit ihrem Tod schied der gute Engel von seiner Seite. Von nun an war ihr Grab dort unter den Baumkronen des Schloßgartens zu Yverdon die Stätte, wo er nach des Tages Lasten Ruhe suchte; stundenlang saß er da in sich versunken, und wenn im Schloß das Getüm-

mel und die Lichter verschwunden waren, dann weinte er um seine Gattin heiße Zähren, wie sie ein Kind um seine Mutter weint. Und wie sehr hätte der Greis in den Tagen des Alters ihres Trostes bedurft!

Die Anstalt war im Laufe für die alternden Kräfte Pestalozzis zu groß geworden: außer dem Knabeninstitut war eine Mädchenschule gegründet und eine eigene Buchdruckerei und Buchhandlung eingerichtet worden. Dazu kam die große Zahl und die Ungleichartigkeit der Lehrer und Schüler, die verschiedenen Sprachen angehörten. Es konnte dabei nicht ohne Reibungen abgehen; die Heftigkeit des Zerwürfnisses und Streites, der unter den Mitarbeitern Pestalozzis ausbrach, trübt leider das Bild der letzten Jahre des Institutes und wurde für den alten Mann eine Quelle bitterster Leiden. Wie ein Sonnenstrahl in diese Qualen hinein fiel der günstige Erfolg der Sammlung, die zur Herausgabe seiner sämtlichen Werke veranstaltet wurde. Die 50,000 Fr., die Pestalozzi in Aussicht standen, bestimmte er in dem Edelmut seines Herzens sofort für Zwecke der Volksbildung, und aus dem Gelde, das er wirklich erhielt — im ganzen 13,958 Gulden — gründete er in der Nähe von Yverdon, in Clindy, eine Armenanstalt (1818). Damit war der Wunsch seines Herzens erfüllt. Als aber die Armenschule nach drei Jahren mit der Anstalt im Schloß vereinigt wurde, erwuchsen ihm daraus neue Leiden, weshalb er den Gedanken, auf dem Neuhof eine Armenschule zu errichten, wieder aufnahm. Zur Leitung des Institutes war der fast 80jährige Mann zu schwach geworden; gebeugt und gebrochen löste Pestalozzi am 2. Mai 1825 die Anstalt auf, um als todmüder Greis dahin zurückzukehren, von wo er vor bald 50 Jahren ausgezogen war, um dem niedrigsten Volke zu dienen, auf den Neuhof. Dort sollte er seine Tage beschließen.



Pestalozzi-Denkmal in Yverdon.

(Von A. Lanz.)

(Errichtet 1890.

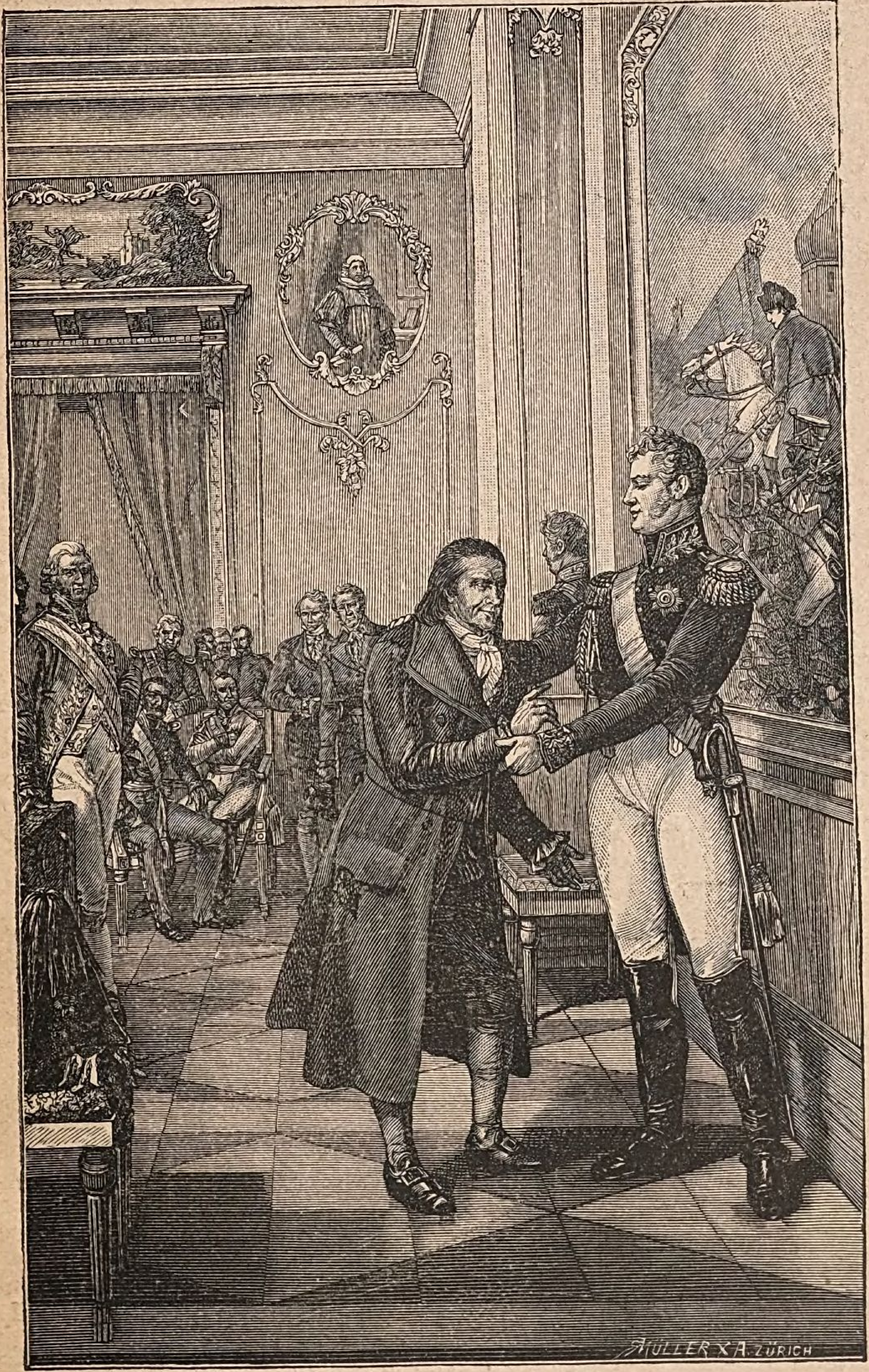
Seine Persönlichkeit.

Ehe wir Pestalozzi zum letzten Abschnitt seines Pilgerlebens begleiten, wollen wir noch einen kurzen Blick auf seine Persönlichkeit werfen.

Wer Pestalozzi nur sah, der kannte ihn nicht; sein struppiges Haar, die Falten im Gesicht, die Nachlässigkeit seines Anzuges, die Bewegungen, die er beständig machte, das alles war eher abstoßend, und viele lachten deshalb über ihn; wer aber mit ihm redete und ihm ins Auge schaute, dem offenbarte sich sein lebhafter Geist und die Güte seiner Seele, der fühlte sich von der Sonne seines Gemütes erwärmt und beschienen. Wie viele priesen sich glücklich, daß sie ihn kennen gelernt hatten; er wurde ihnen teuer, sie bewunderten ihn, und der Hauch seines Geistes belebte und fesselte sie. Von den vielen Zeugnissen dieser Art wollen wir nur einige anführen. „Ich danke dir, ehrwürdiger Vater, für deine Liebe; sie hat mich wärmer und reiner lieben gelehrt, sie hat mich gestählt für den Kampf mit der Welt, den jeder kämpfen muß, dem das Leben mehr ist als der Tod. Ich habe durch dich die echte Christuslehre wieder erkannt", so schreibt ihm ein bedeutender Mann, und ein anderer ruft ihm zu: „Dir danke ich die Zufriedenheit meines Lebens, dir werde ich meine Ruhe, mein frohes Bewußtsein in der letzten Stunde danken, wenn heute oder nach Jahren mein himmlischer Vater mich abruft", und ein dritter sagt: „An Ihr Werk schaue ich hinauf, sowie an Ihren Geist, und meine Güte ist größer geworden, seitdem ich dieses konnte."

Pestalozzi entfaltete eine geradezu staunenswerte Arbeitsamkeit, aber noch größer als durch seine Unermüdlichkeit steht er da durch seine reine, edle Menschenliebe.

Eine Reihe von Zügen zeigt, wie gut sein Herz war und wie sehr es für die Armen schlug. — Als der Kaiser Alexander von Rußland im Jahr 1815 in Basel war, reiste Pestalozzi mit einer Abordnung dahin, um den Kaiser



Pestalozzi und Kaiser Alexander.

Nach einer Zeichnung von K. Jauslin.

zu bitten, Yverdon möchte von dem angekündigten Militär verschont bleiben. Vor den Toren der Stadt sprach ihn ein Armer um eine Gabe an; da er nichts anderes hatte, gab er ihm seine silberne Schuhschnalle und band seine Schuhe mit Strohhalmen. Im Angesicht des Kaisers jedoch denkt Pestalozzi an die Leibeigenen Rußlands, und er bittet ihn, das Los derselben zu verbessern. Dabei rückt er dem zurückweichenden Kaiser immer näher; nach seiner Gewohnheit ist er nahe daran, dessen Rockzipfel zu ergreifen, doch der Kaiser macht eine abwehrende Bewegung, und wie Pestalozzi ihm die Hand küssen will, umarmt er ihn. — Yverdon blieb vom Militär verschont und der Kaiser ehrte Pestalozzi mit einer Auszeichnung.

Einst hatte Pestalozzi in Brugg 500 Gulden entlehnt; auf dem Heimwege klagte ihm ein armer Mann unter Tränen seine Not, und er gab ihm sein ganzes Geld. Der Beschenkte kannte seinen Retter nicht, und als man ihn darnach fragte, gab er zur Antwort: „Er sah aus wie ein Straßenräuber, aber er hatte ein Herz wie ein Engel."

Wie schon in den Tagen der Jugend, so hatte Pestalozzi sein ganzes Leben hindurch eine offene Hand für die Armen und Unglücklichen; ihr Schicksal, ihre Not, ihr Elend gingen ihm zu Herzen, und er litt mit ihnen. Ganz besonders fühlte er sich zu den armen Kindern hingezogen, die er verlassen, verstoßen, ins Elend verschupft sah; ihn jammerte ihrer. Auf seinem langen, leidensvollen Lebenswege ward er nie müde, nach Mitteln und Wegen zu suchen, um auch das Kind des ärmsten Taglöhners zu einem menschenwürdigen Dasein zu erziehen, und was ihn bei allen bittern Erfahrungen und allen Anfeindungen gegenüber standhaft sein Ziel im Auge behalten ließ, das war die uneigennützige, selbstlose Menschenliebe, die sein Herz erfüllte, und die selbst wiederum von einem tiefen innigen Gottvertrauen getragen war. „O du Armseliger, du kannst dir selber nicht

helfen, und willst andern helfen", rief man ihm spottend zu, und doch, er hat andern geholfen.

Wenn je von einem Menschen, so galt von ihm das Wort: Alles für andere, für sich nichts.

Zum Grabe.

In der Familie seines Enkels Gottlieb (geb. 1798) verbrachte Pestalozzi noch fast zwei Jahre auf dem Neuhof; er war bereits Urgroßvater geworden*), aber noch immer war er tätig, und mehrere Schriften aus seiner Hand stammen aus dieser Zeit. Seine Angehörigen erheiterten ihm seinen Lebensabend so viel als möglich, und aus der Liebe zu den Kindern strahlte der letzte Glanz der Freude auf ihn zurück. Er suchte sie auf, wo er nur konnte, um sie zu erfreuen. Auf seinem Rößlein trabte er oft zu den nahen Dörfern, deren Schulen er gerne besuchte. Wo er sich zeigte, sammelten sich die Kleinen um ihn, dann sprach er ihnen lustige Verse vor, wie z. B.:

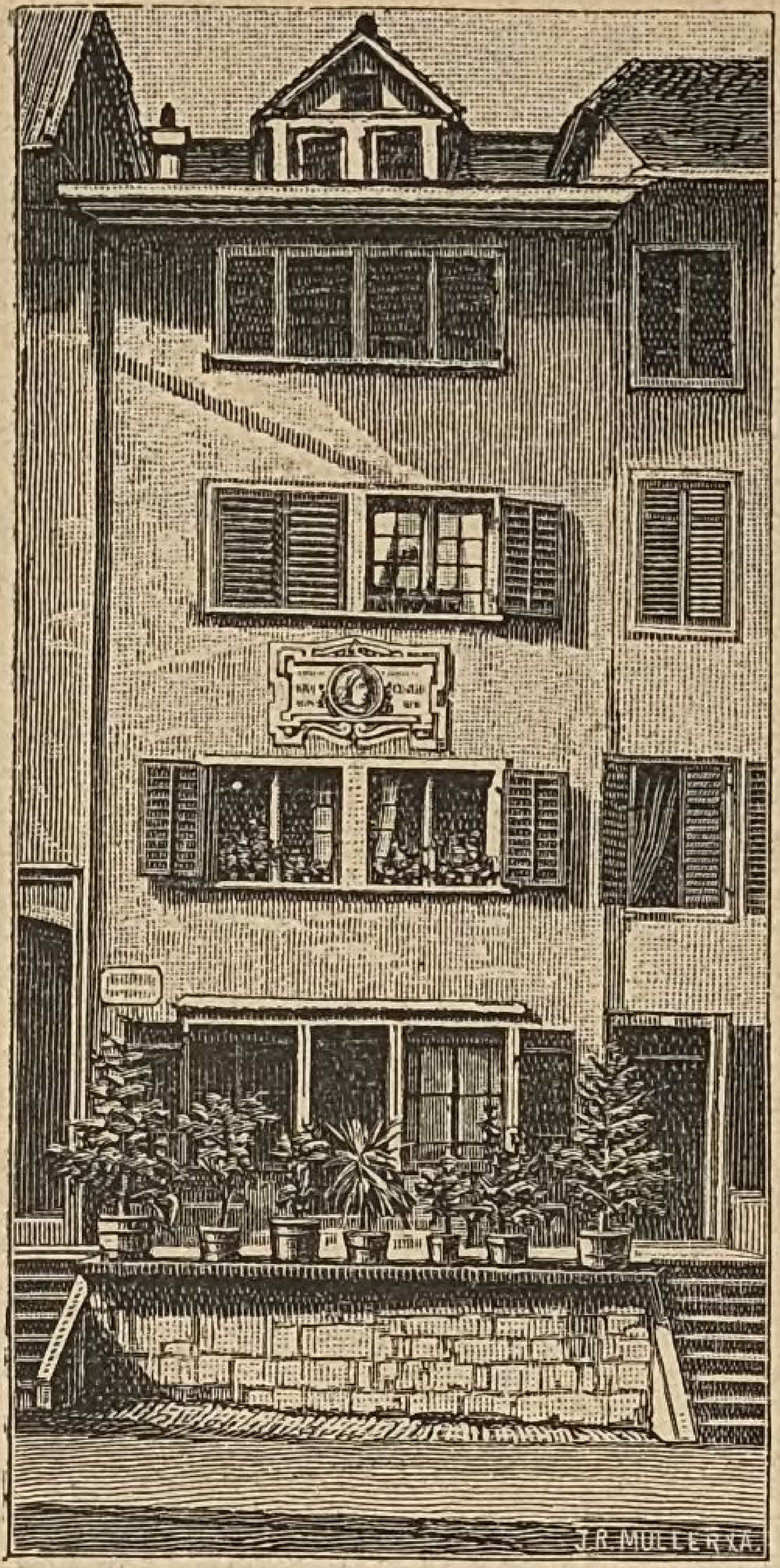
„Liederli, liederli gaht's doch zu, ohni Strümpf und ohni Schue;
Hättist im Summer öppis 'ta, müeßtist im Winter nüd barfis ga!"

Die Kinder wiederholten das, und er überschüttete sie mit den Birnenschnitzen und Nüssen, die er in den Taschen seiner langen Rockschöße mitgebracht hatte. Eines Tages besuchte er die Anstalt Beuggen. Die Kinder empfingen ihn festlich. Einen Kranz, den ihm ein Kind bot, setzte er diesem aufs Haupt mit den Worten: „Nicht mir, der Unschuld gebührt der Kranz". Dann sangen die Schüler das Lied:

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede! Komm, ach komm in meine Brust!

---

*) Sein Urenkel war der nachmalige Oberst und Professor Karl Pestalozzi, mit dessen Tod 1891 seine Familie ausstarb.

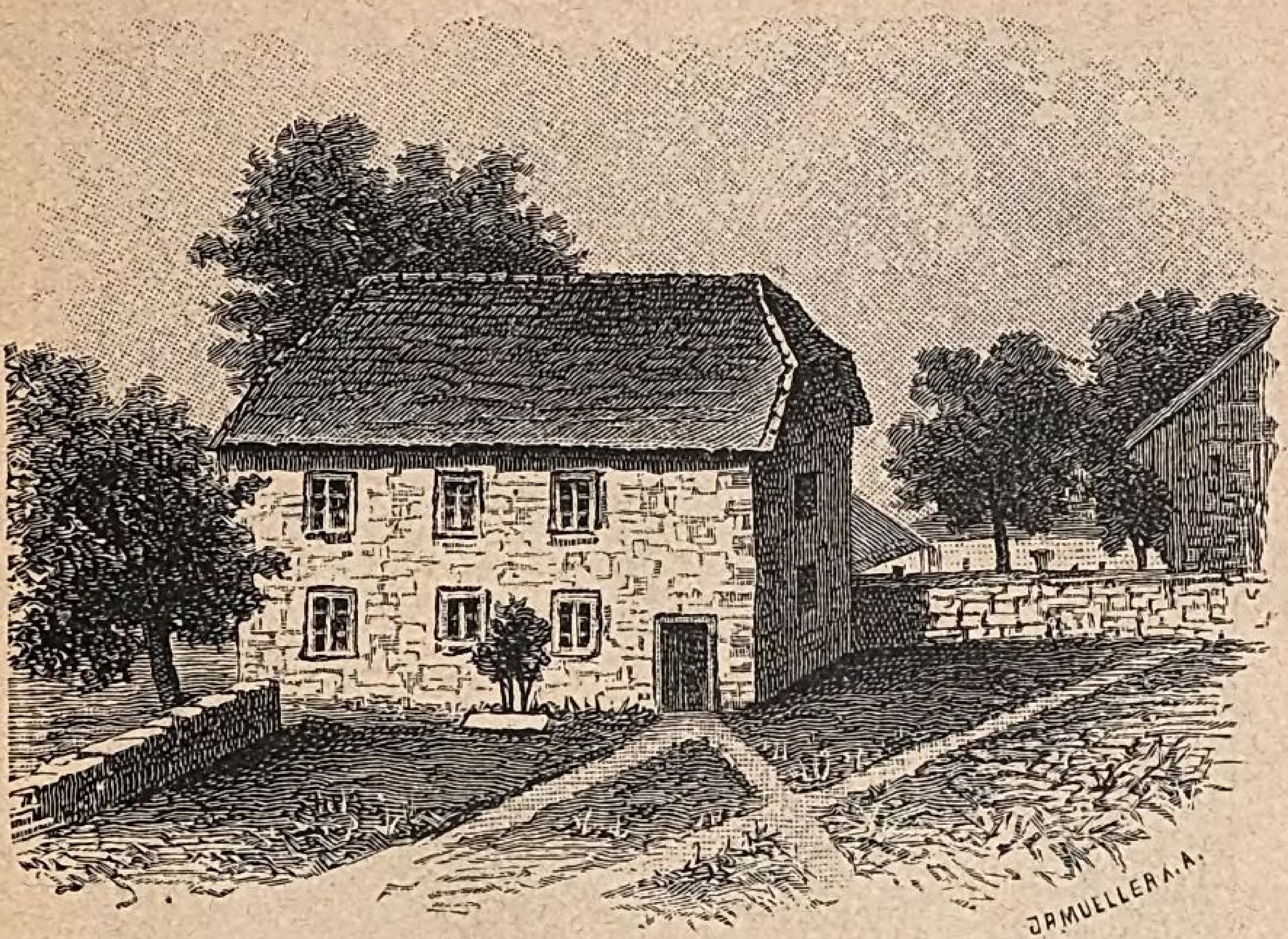


Sterbehaus zu Brugg.

Vor 45 Jahren hatte er dieses Goethesche Lied in „Lienhard und Gertrud“ aufgenommen. Auf den Tönen der Kinderstimmen schwebte sein Geist über sein Leben zurück, den Frieden hatte er gesucht und nicht gefunden. Er wollte danken, doch Tränen erstickten seine Stimme.

Noch schien der 80jährige Greis ziemlich rüstig, und im Jahr 1826 wählte ihn die helvetische Gesellschaft zu ihrem Präsidenten. Da warf ihn eine bittere Kränkung, die ihm von solchen angetan wurde, die ihm einst nahe gestanden, aufs Krankenlager. Um den Kranken besser pflegen zu können, ließ ihn der Arzt nach Brugg kommen. In seinem letzten Schriftstück jammert Pestalozzi noch über seine Armen, die verlassenen Armen. „Arme, man wird auch euch, wie mich, verlassen und verschupfen; euch einzuladen zur geistigen Mahlzeit und auch zu Menschen zu machen, daran wird man lange, gar lange nicht denken. Aber Gott im Himmel, der auch an seine Sperlinge denkt, wird euch nicht vergessen und euch trösten, wie er auch mich nicht vergessen und auch mich trösten wird!“ schrieb er, und dann entsank ihm die Feder.

Nachdem er seinen Feinden noch vergeben, schlummerte er am 17. Februar 1827 sanft hinüber in eine bessere Welt. „Ach Gott“ waren seine letzten Worte.



Pestalozzis Grab in Birr.

Wie er gewünscht hatte, wurde Pestalozzi in Birr begraben. Lehrer trugen seinen Sarg, und an seinem Grabe erklang das von A. E. Fröhlich gedichtete Lied:

Rufet Heil dem Frommen, der zum Herrn gekommen
Aus dem langen, bittern Leid! Der Vergelter, der Befreier
Spricht zu ihm: „Du Vielgetreuer, geh nun ein zu meiner Freud!

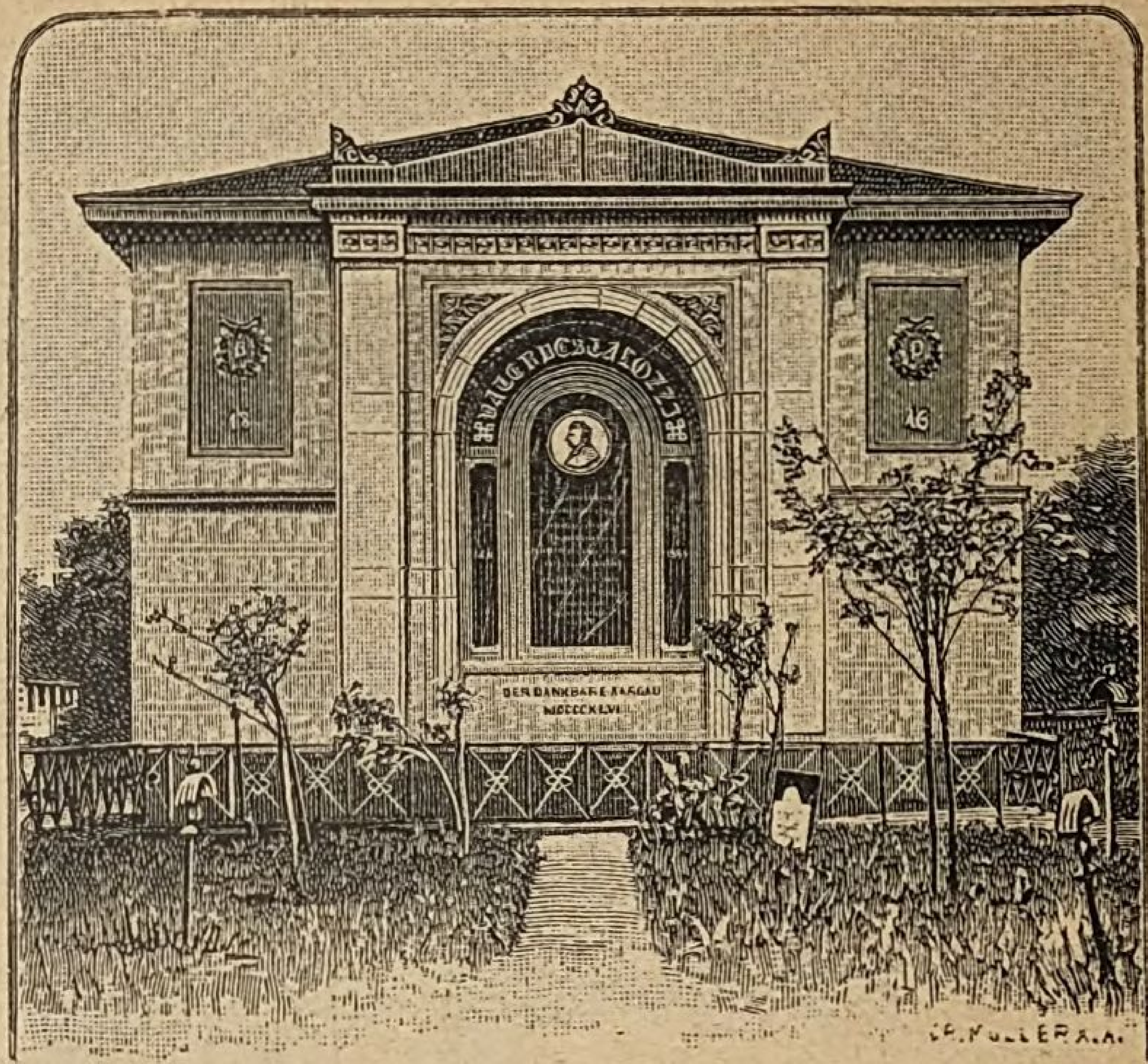
Stets für meine Armen hast du voll Erbarmen
Rat und Hülfe ausgedacht. Stets für die verwaisten Kleinen
Hast, als wären sie die Deinen, Du mit Muttersorg gewacht.

Sie zum Licht erheben, dieses war Dein Leben
Rastlos bis zur letzten Stund. Geh nun ein zu meinen Wonnen,
Du, der manches Pfund gewonnen mit dem anvertrauten Pfund!"

Seines Namens Segen soll uns stets bewegen, Mensch zu sein
Wie er und Christ; weil von dem, was wir erringen und
Dereinst hinüberbringen, Liebe die Erfüllung ist.

Pestalozzis Denkmal.

Als Grabmal hatte sich Pestalozzi selbst einen unbehauenen Feldstein gewünscht. Zarte Liebe pflanzte ihm einen Rosenstrauch aufs Grab, und Rosenduft umspielte lange den stillen Erdenwinkel neben dem Schulhause zu Birr, wo der Apostel der Menschenliebe ruht.



Denkmal in Birr.

Zur hundertjährigen Gedenkfeier Pestalozzis erstellte der Aargau im Jahre 1846 dem großen Toten in Birr ein würdiges Denkmal, und am 5. Juli 1890 wurde an der Stätte seines größten Ruhmes das erhabene Standbild enthüllt, das den „Menschenfreund ohne gleichen" so herrlich als Lehrer der Kinder darstellt. Den Grabstein zu Birr und das Denkmal zu Yverdon zieren die Worte:

Heinrich Pestalozzi,
geb. in Zürich, den 12 Jänner 1746,
gest. in Brugg, den 17. Hornung 1827.
Retter der Armen im Neuhof.
Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud.
Zu Stans Vater der Waisen.
Zu Burgdorf und Münchenbuchsee
Gründer der Volksschule.
In Yverdon Erzieher der Menschheit.
Mensch, Christ, Bürger.
Alles für Andere, für sich nichts.
Segen seinem Namen!

Dankbarkeit und Verehrung haben vor Jahren in Pestalozzis Vaterstadt, in unmittelbarer Nähe von dessen

Geburtshaus, eine Stätte geschaffen, in der Bücher, Bildnisse, Handschriften und Denkzeichen, die an den edeln Mann und seine Mitarbeiter erinnern, pietätsvoll gesammelt werden. Das Pestalozzistübchen im Rüden zu Zürich, in dessen Hintergrund das Standbild Pestalozzis von freundlichem Grün umrankt ist, wird alljährlich von hunderten, heimischen und fremden, Lehrern und Erziehern besucht, die an seinem Geist sich zu ihrem Lebenswerke stärken und ihm da eine Stunde stiller Huldigung widmen.

Das erhabenste Denkmal aber hat sich Pestalozzi selbst gesetzt, durch sein Lebenswerk, über dessen Endzweck er einst sagte: „Wir glaubten ein Korn zu säen, um den Elenden in unserer Nähe zu nähren, und wir haben einen Baum gepflanzt, dessen Äste sich über den ganzen Erdkreis ausbreiten und die Völker der Erde ohne Ausnahme unter seinen Schatten rufen werden. Es ist nicht mein Werk, es ist Gottes Werk; mein war die Liebe, mit der ich suchte, was ich nicht kannte, und der Glaube mit dem ich hoffte, wo ich nicht sah. — Wenn ich mein Werk ansehe, so war kein Mensch unfähiger als ich, und ich setzte es doch durch. Das tat die Liebe, sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaftig ist und das Kreuz nicht scheut."

Ja, er hat das Kreuz getragen wie einst Christus, und sein Name ist weithin zur Losung geworden für bessern Volksunterricht und bessere Sorge für die Armen, ganz besonders für die armen Kinder. „Gottes Kinder sind alle Menschen, ob sie nun auf dem Tron oder im Schatten des Laubdaches wohnen." Allen, allen wollte Pestalozzi ihr Teil am Erdenglück sichern, jedem nach den in ihm wohnenden Kräften durch eine würdige Menschenbildung. Und fürwahr, er hat nicht umsonst gelebt: Heute sind die Gemeinden stolz darauf, gute, tüchtig vorgebildete Lehrer und Lehrerinnen zu haben; in hellen Schulzimmern

genießt das Kind des Armen den gleichen Unterricht wie das Kind des reichen Nachbars. Unentgeltlich wird im ganzen Schweizerland jedem Kind ein genügender Primarunterricht geboten. Sauber gedruckte Lehrmittel, Karten und Bilder unterstützen den Unterricht. Die Schule beschränkt sich nicht mehr darauf, die Kinder mechanisch lesen, schreiben und rechnen zu lehren; durch planmäßige Übungen (Turnen, Spiel, 2c.) wird ihr Körper gestärkt; Hand und Auge werden geübt (Zeichnen, Handarbeit); durch Anleitung zum Anschauen, Beobachten und Denken wird der Geist gebildet; durch Erzählungen, Lieder, Gesang und Gebet wird das Gemüt veredelt und wahre Religiosität in die Herzen gepflanzt. An Stelle der Rute herrschen Freude und Liebe in der Schule, und wo der Schulweg zu weit oder die Dürftigkeit zu groß ist, da sorgt mildtätige Menschenliebe für stärkende Mittagssuppe und warme Kleidung; schwächlichen Kindern wird Erholung und Stärkung geboten (Ferienkolonien), und für die Unglücklichen, die geistig schwach sind, die arm und verlassen oder verwahrlost dastehen oder gar blind oder taubstumm sind, werden wohltätige Anstalten (Waisenhäuser, Rettungsanstalten, Blinden- und Taubstummenanstalten) gegründet.

Der Geist und die Liebe, die Pestalozzi erfüllt haben, wirken in diesen Schöpfungen fort.

Darum wollen wir Schweizer und insbesondere die schweizerische Jugend, uns heute dankbar daran erinnern, daß in den Zeiten unseres größten nationalen Unglücks in unserm kleinen Land diese helle Leuchte erstanden ist. Möge sie leuchten und Segen bringen dem städtischen Palast wie der niedersten Hütte! Und damit sagen wir:

Dank, Dank dir, Vater Pestalozzi!

Zum Lobe Pestalozzis.

Er war ein Mann, in dem sich der Geist des Christentums, wie das Licht der Sonne in dem Kristall der Alpen abspiegelt. Alles ist lauter und klar an ihm. Er ist wahrhaft ein Heiliger.

Schwarz.

Die Liebe, die nichts für sich, alles für das hülfsbedürftige Volk will, war der Pulsschlag seines Lebens. Diese Liebe wurzelte in der aufrichtigen Frömmigkeit, in einem unerschütterlichen Gottvertrauen, in einer wahrhaft beschämenden Demut, in einer Uneigennützigkeit und Aufopferungswilligkeit, die ihres gleichen sucht. **Schenkel.**

Pestalozzi war ein Volkserzieher, ein Volksprophet, ein Begeisterter; er hatte Augen für das Große, ein Herz für alle; er hatte ein höheres Licht im Kopfe und mehr Wärme im Herzen, als die Welt zu haben pflegt. **Harnisch.**

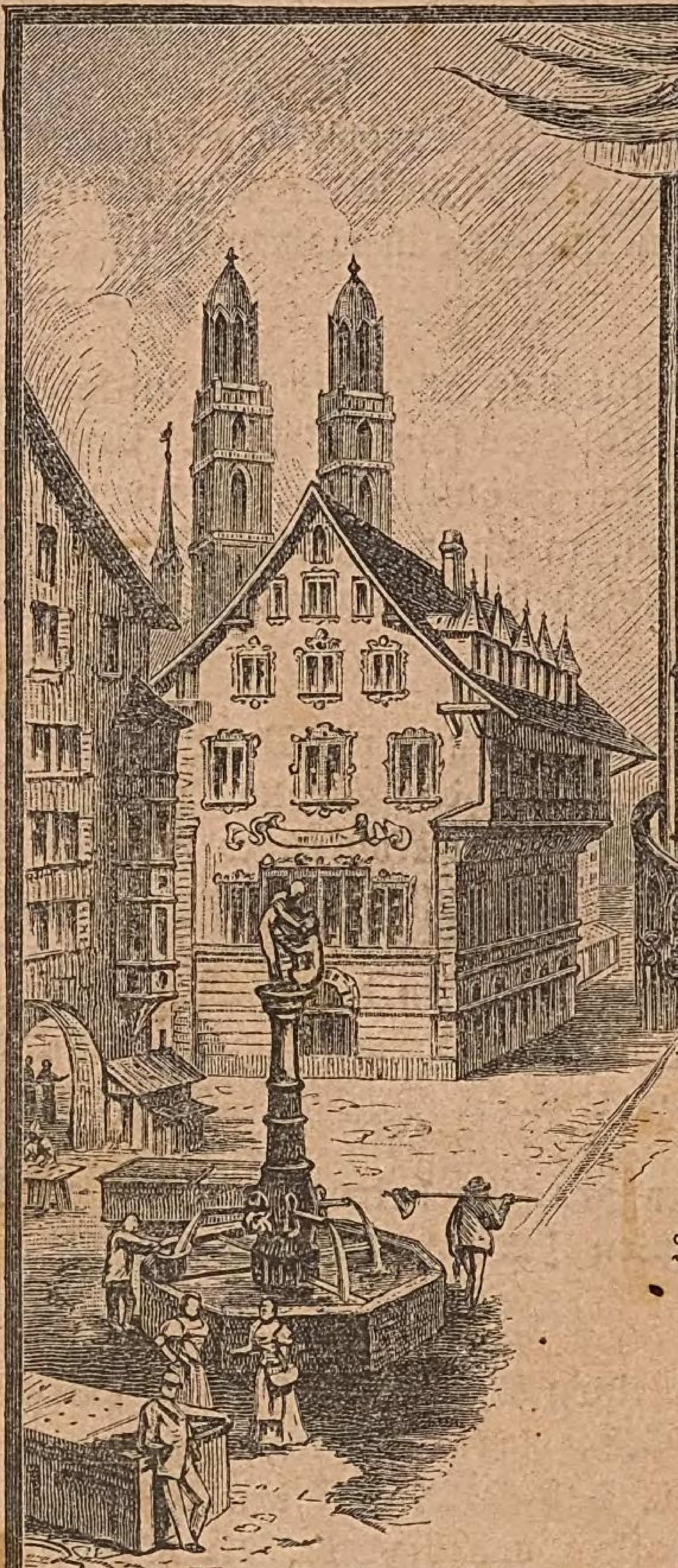
Ich habe mehr als das Paradies der Schweiz, ich habe Pestalozzi in seinem großen Lebenskreis gesehen, seinen Geist geahnt, sein Herz lieben gelernt. **K. Ritter.**

Keiner hat so vieles gewollt, keiner so vieles gewirkt. Durch ihn sind die Schulen Menschenbildungsanstalten geworden. **Diesterweg.**

Ich bin stolz auf meinen Kanton, daß er diesen Mann aufgenommen, der die Völker der 25 Kantone zu vereinigen suchte. Ich vergesse nicht, daß Pestalozzi den Gedanken der Einheit des Schweizer Volkes verkörperte, der Einheit, die sich auf die Zuneigung, das Herz und die Hingabe gründet.

Ruchonnet.

Dein Werk wird bestehen und die Nachwelt wird dich segnen. Wir werden aufleben in deinem Licht, und du wirst auch in uns Wunderkräfte wirken. **Nicolovius.**



A. S. Haus zum Rüden mit dem Pestalozzistübchen.



Inneres des Pestalozzistübchens.

Illustrationen und Druck
von J. R. Müller, Xylographisch-artistische Anstalt,
zur Leutpriesterei in Zürich.